Suam cuique.

Roman

von

Ernst Wichert.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1888.

I.

Waldemar hatte wirklich nichts mehr im Sinn, als Lina's schöne Augen. Er besuchte Frau Freitag zu ihrer höchsten Ueberraschung, nahm Bernhard am Sonntag Nachmittag unter seine Obhut, machte mit ihm weite Spaziergänge und führte ihn in den Theatern herum. Endlich war sein Entschluß reif. Er schrieb an Lina: „Liebstes Fräulein! Alles Widerstreben ist vergeblich. Ihre Augen haben mir's nun einmal angethan, und in ihnen liegt das Herz. Ein gutes, gesundes, warmes, treues Herz, das ich liebe und nicht aufhören werde zu lieben — von dem geliebt zu sein alles Glück der Erde bedeutet. Ich war eifersüchtig auf einen Schatten: nun quält er mich nicht mehr. Er ist immer nur ein Schatten gewesen. Das wird auch Ihnen jetzt außer Zweifel sein. Liebste Lina, ich will Ihnen nichts vorschwärmen. Rund heraus: Sie müssen meine kleine Frau werden. Gestehen Sie, daß Sie mir gut sind, und für mich soll's kein Hinderniß zum Ziel unserer Wünsche geben. Ich bin

ganz selbständig, wie Sie. Unser Wille entscheidet über unsere Zukunft. Zerbrechen Sie sich nicht meinen Kopf darüber, wie ich mit der Welt fertig werde, der ein solches Herzensbündniß unverständlich ist. Ich werde leicht mit ihr fertig werden, indem ich meine ganze Lebensfreude bei Ihnen suche. Schreiben Sie, Lina, daß Sie einverstanden sind, und über vier Wochen kann die Hochzeit sein. Ueber drei!! Jacta est — dummes Zeug! Das verstehen Sie nicht. Aber das verstehen Sie, liebste Lina, daß ich von ganzem Herzen der Ihre bin — Waldemar."

Diesen Brief trug er drei Tage lang mit sich in der Tasche herum. Hundertmal ging er am Postkasten vorüber und endlich warf er ihn doch hinein. Ihm war sehr wohl zu Muth, als das geschehen war.

Er hatte nicht bedacht, daß alle Briefschaften für Schloß Bornholm auf der letzten Poststation gesammelt und im Auftrag der Frau Baronin zwei Mal täglich abgeholt wurden. Der Briefbeutel wurde ihr gebracht und in ihrer Gegenwart geleert. Sie vertheilte dann den Inhalt. Der Brief „an Fräulein Lina Freitag — Schloß Bornholm" fiel ihr auf. Sie kannte doch die Handschrift — diese hinten übergelegten Buchstaben mit den dicken Abstrichen konnten sich gar nicht verleugnen. Waldemars Handschrift! Was hatte

das zu bedeuten? Er correspondirte mit ihrer Jungfer? Ihr Sohn? Sie legte den Brief bei Seite und erledigte die übrigen Sendungen. Dann befahl sie Lina zu sich.

Sie bemühte sich eine vornehme Ruhe zur Schau zu stellen, aber die Nasenspitze war ihr doch ganz weiß geworden, das Blut in die Stirn gegangen. „Da ist ein Brief für Sie angekommen,“ sagte sie. „Erwarten Sie vielleicht einen?“

„Nein, gnädigste Frau Baronin,“ antwortete das Mädchen ganz unbefangen, „jetzt nicht mehr. Meine Mutter hat erst in voriger Woche geschrieben. Aber es könnte allenfalls sein ...“

„Was könnte sein?“

„Entschuldigen Sie eine Frage, gnädigste Frau Baronin: ist der Brief aus Amerika? Dann kann er nur gleich unerbrochen zurückgehen.“

Die Baronin schüttelte ärgerlich den Kopf. „Nein. Aber unerbrochen zurückgehen kann er gleichwohl.“ Sie hielt ihr den Umschlag hin. „Kennen Sie die Handschrift?“

Lina zuckte mit den Augenwimpern und war in der nächsten Secunde bis zu den feinen Ohrläppchen wie mit Blut übergossen. „Das wird auch wohl das beste sein,“ sagte sie.

„So? — Mein Sohn hat Ihnen also auch sonst schon geschrieben?“

„Einmal, gnädigste Frau Baronin — aber nicht durch die Post.“

„Mithin hier im Hause. Das ist ja eine saubere Entdeckung.“

„Ich kann nichts dafür, gnädigste Frau Baronin, daß der Herr Baron an mich schreibt.“

„Sie haben ihm doch geantwortet?“

„Gewiß nicht. Wie sollte ich? Ich schreibe so schlecht.“

„Aber mündlich —“

„Nicht, wie es ihm gefallen hat. Ich will gar nicht in Abrede stellen, da's doch nun einmal so weit heraus ist, daß der Herr Baron mich zufällig am Fenster gesehen und sehr freundlich mit mir gesprochen hat — wie sich denn ein vornehmer Herr wohl einen Spaß mit einem Mädchen macht, das ihn sich nach seiner Meinung zur Ehre zu rechnen hat. Und dann hat er mir auch geschrieben und mir ein ganz wunderliches Anerbieten gemacht.“

„So — so!“

„Die gnädige Frau Baronin können aber ganz ruhig sein: ich bin nicht leichtgläubig und auch nicht leichtsinnig. Der Herr Baron weiß schon, was er von mir zu halten hat.“

„Ja, aber warum schreibt er Ihnen denn nochmals?“

Lina zuckte die Schultern. „Das weiß ich wirklich nicht.“

„Ich muß als Mutter dahinter kommen. Sie werden den Brief in meiner Gegenwart erbrechen und lesen.“

„Frau Baronin —!“ Sie sah verschämt zur Erde. „Es könnte etwas darin stehen, das wieder so wunderlich ist . . .“

„Deshalb eben.“

„Es ist doch besser, Sie schicken den Brief unerbrochen zurück.“

„Hm —! Sind Sie denn gar nicht neugierig, was darin steht?“

„Gar nicht.“

„Das ist wenig glaubwürdig. Und jedenfalls habe ich das lebhafteste Interesse, ihn zu lesen.“

Lina sah sie treuherzig an. „Meinetwegen schon... Aber ich weiß doch nicht, ob es dem Herrn Baron lieb sein könnte. Es ist sein Geheimniß.“

„Solche Geheimnisse darf ein Sohn vor seiner Mutter nicht haben. Ich erbreche den Brief!“

Das Mädchen wehrte mit der Hand ab. „Nein, Frau Baronin —“

„Ich erbreche ihn!“ Sie zerrte am Umschlage.

„Der Brief gehört mir, Frau Baronin —“

„Er soll Ihnen nicht vorenthalten werden, sobald ich ihn gelesen habe. Wenn Sie wirklich so ganz unschuldig sind, wie Sie thun . . .“

Lina hingen die Thränen an den Wimpern. „Ich verdiene nicht, so verdächtigt zu werden.“

„Das soll sich zeigen.“ Die Baronin riß das Blatt heraus und überflog mit erhitzten Augen den Inhalt. Ihr Gesicht röthete sich mehr und mehr. „Ei — ei — ei! Das ist ja nichts geringeres, als ein Heirathsantrag. Sehr lächerlich — ha, ha, ha! Sehr lächerlich!“ Sie warf ihr den Brief hin. „Habe ich Recht? Sie sind ja eine abgefeimte Spitzbübin!“

Dem armen Mädchen zitterten die Lippen. „Frau Baronin — das geht zu weit!“

„Und davon haben Sie keine Ahnung! So weit ist's schon? Schämen Sie sich doch Ihrer Thränen! Im Hause Ihrer Herrschaft solche Heimlichkeit anzetteln —! Unerhört. Sie sind entlassen — auf der Stelle entlassen!“

„Frau Baronin —! Bei Gott, Sie thun mir Unrecht!“

„Auf der Stelle! Sie kommen mir nicht mehr vor Augen. Den Lohn schicke ich Ihnen durch die

Wirthin. Unerhört — in einem christlichen Hause! Und hüten Sie sich, noch ferner Ihre Netze zu stellen. Es giebt noch eine Polizei im Lande!"

Lina krampfte die Hände zusammen. „Frau Baronin — daß Sie mir eine solche Schmach anthun, das verzeih' Ihnen Gott, ich kann's nicht." Sie nahm das Blatt auf. „Den Brief — will ich dem Herrn Baron selbst abgeben —"

„Unterstehen Sie sich!"

„— und ihm sagen, was er mir für Ehre eingebracht hat. Das bin ich mir schuldig, Frau Baronin. Vielleicht rührt sich dann sein Gewissen."

Sie verließ das Zimmer, im Innersten empört. In ihrem Stübchen las sie den Brief, der sie bei ihrer Mutter rechtfertigen sollte, und viele heiße Thränen fielen darauf. „Ach Gott — ach Gott!" schluchzte sie, „das klingt alles so gut — er liebt mich wirklich, er meint's ganz ehrlich. Der arme Herr Baron —! Was soll das werden?"

Noch denselben Abend fuhr sie ab.

Mit dem nächsten Schnellzuge folgte ihr aber auch die Baronin.

Sie überraschte ihren Sohn in dessen Wohnung.

Er las ihr's sofort vom Gesicht ab, daß sie nichts Gutes brachte. Sie kam denn auch ohne weitere Ein-

leitung auf das eigentliche Thema. „Es wäre sehr lächerlich," schloß sie ihre Vorhaltung, wenn ich auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit glaubte, daß Dir's Ernst damit sein könnte, diese Person heirathen zu wollen. Aber es ist schon schlimm genug, daß Du ihr, von Leidenschaft bethört, so etwas vorspiegelst. Ich hätte das von meinem Sohn nicht erwartet."

Waldemar war entschlossen, die Sache sofort zum Austrag zu bringen. „Ich muß Dich bitten, Mutter," antwortete er, „von dem Mädchen, das Du nennst, mit mehr Achtung zu sprechen. Du irrst, wenn Du mich für fähig hältst, Lina eine Heirath vorzuspiegeln. Nicht von Leidenschaft bethört, sondern nach langer und reiflicher Ueberlegung habe ich ihr meine Hand angeboten, und die Absicht, sie zu meinem Weibe zu machen, ist eine durchaus ernstliche. Es würde mir lieb sein, Dich überzeugen zu können, daß Lina der Stellung, die ich ihr zu geben gedenke, würdig ist und daß ich nur mein wahres Glück im Auge habe, wenn ich mir eine so brave und liebenswürdige Lebensgefährtin gewinne. Sollte mir das aber nicht gelingeu, so würde ich — mit herzlichem Bedauern, Deine Zustimmung nicht finden zu können, aber doch unerschütterlich — an meinem Entschluß festhalten."

Nun entlud sich der mütterliche Zorn über eine

solche Verirrung in einer Fluth von Vorwürfen gegen ihn und Beschuldigungen des Mädchens. Er solle sich nur nicht einbilden, ihr einreden zu können, daß es dabei mit rechten Dingen zugegangen sei. Lange schon müsse hinter ihren Rücken ein heimliches Spiel bestanden haben. Es sei nicht denkbar, daß ein Mann von seinem Stande und seiner Bildung sich so weit vergesse, wenn der andere Theil ihn nicht durch allerhand Künste der Verführung völlig mit Blindheit schlage. Das hübsche Lärvchen allein könne es nicht thun. Um so trauriger sei es, wenn seine Sinne so umnebelt wären, daß seine Vernunft Schein und Wesen nicht mehr zu unterscheiden vermöge. In die Netze einer verschmitzten Heuchlerin sei er gegangen. „Gott sei dank, sie waren noch nicht ganz zugezogen, als ein glücklicher Zufall mir Deine Rettung ermöglichte."

„Wie wenig kennst Du Lina," entgegnete er ungläubig lächelnd. „Nur von meiner Seite hat bisher eine Annäherung stattgefunden, und es ist wahrlich nicht ihre Schuld, wenn ich immer wieder zu ihr zurückgekehrt bin, nachdem sie sich alle Mühe gegeben hatte, meine Bewerbungen abzuwehren. Keiner Liebesgunst habe ich mich bisher zu rühmen gehabt. Und jetzt . . . ich weiß noch nicht, was sie auf meinen Brief antworten wird."

Die Baronin verzog spöttisch den Mund. „Bist Du darüber wirklich in Zweifel? Sie ist am Ziel."

„Ich möchte gern glauben," erwiederte er, „daß ich Lina jetzt von der Aufrichtigkeit meiner Herzensneigung überzeugt habe. Aber ganz sicher bin ich doch nicht, daß sie nachgiebt. Ich gestehe, daß mich diese Befürchtung augenblicklich mehr peinigt, als der Verdruß, den ich Dir bereite, indem ich sie ausspreche."

„Mein armer Junge," sagte die Baronin im Ton des Mitleids, „Du siehst nicht einmal den schlau ausgehängten Fallstrick. Lina weiß Dich natürlich so in sich vernarrt, daß es gar kein Wagniß ist, Dir scheinbar Hindernisse in den Weg zu legen. Im Gegentheil verstärken sie deinen Eifer noch. Was die raffinirteste Berechnung ist, erscheint Dir als Offenbarung einer schönen und selbstlosen Seele. Mit sentimentalen Phrasen aus schlechten Romanen aufgelesen. —"

Waldemar mußte laut auflachen. „Lina? Hast Du sie denn nie sprechen gehört? Ist auch nur ein Stäubchen solcher Unnatur in ihrem Wesen? Hat sie je schon ein einziges Wort vorgebracht, das nicht geradeaus von ihrem Innersten kam? Das ist's ja, was mir dieses felsenfeste Vertrauen giebt, ich könne mich gar nicht in ihr täuschen: sie ist ganz Ehrlichkeit, ganz natürlichste Offenherzigkeit, ob es ihr Nutzen

oder Schaden bringe. Verzeih, daß ich lachen mußte; aber Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie wunderlich schief Dein Urtheil über das Mädchen ist."

Sie ließ nicht ab, mit Ermahnungen und Bitten, zuletzt mit Drohungen in ihn zu dringen. Er leistete tapfersten Widerstand. Mit einem Eigensinn, der auch begründete Einwendungen abschlug, erklärte er, alle diese Angriffe vorhergesehen zu haben, aber auf seinem Vorhaben um so unerschütterlicher bestehen zu müssen. „Du kannst einen Sohn verlieren," schloß er, „den Du zwingst, Dir ungehorsam zu sein, um seinem Herzen zu folgen. Du kannst aber auch eine Tochter gewinnen, deren Liebe und dankbare Verehrung Dir den Abend Deines Lebens wahrhaft verschönen würden. Wähle — und wähle zu unser Aller Glück!"

Die Baronin war weit entfernt, sich durch solchen Anruf bestimmen oder gar rühren zu lassen. Da sie einsah, daß auf diese Weise nichts gegen ihren Sohn auszurichten sei, fuhr sie zu Professor Butze. Sie trug ihm in großer Aufgeregtheit den Fall vor, vergoß viel Thränen und verlangte, daß er seinen ganzen Einfluß aufbieten solle, Waldemar von dem verderblichen Schritt abzuziehen. „Gnädigste Frau," sagte Erich, der selbst schwer besorgt war, „wie ich ihn kenne, werden wir seine Beharrlichkeit nur stacheln, wenn

wir uns allzu eifrig bemühen, ihm seine Unvernunft zu beweisen. Für unvernünftig halte auch ich, was er vorhat, aber ich begreife, daß er nicht mit unsern Augen sehn kann, so wenig wir mit den seinen zu sehen vermögen. Das Mädchen ist gewiß sehr hübsch und sehr reizend, dazu mit allen den weiblichen Eigenschaften begabt, die ihm ein Ideal von Weiblichkeit erscheinen lassen. Waldemar, wie er nun einmal ist, würde einer Unwürdigen nicht einmal eine flüchtige Neigung zuzuwenden im Stande gewesen sein. Seine Verliebtheit sitzt also tief. Er wird jeden für einen Widersacher halten, der ihn hindern will thöricht zu handeln. Gnädigste Frau, ein Verliebter . . . Aber ich will mich seiner allgemeinen Naturbeschreibung enthalten und nur die Meinung auszusprechen mir erlauben, daß er noch allemal am ehesten zur richtigen Würdigung der Dinge zu gelangen pflegt, wenn man ihn sich selbst überläßt. Geben Sie Waldemar, statt zu widersprechen, freie Hand und er besinnt sich vielleicht noch."

„Vielleicht auch nicht," antwortete sie. „Dieses Experiment ist zu gefährlich, ich darf es auf den Erfolg nicht ankommen lassen. Herr Professor! es ist Ihre Pflicht, Ihrem unglücklichen Freunde die Hand zu reichen, um ihn vom Abgrund zurückzuziehen."

„Gnädigste Frau," wendete er ein, „ich bin da in der übelsten Lage. Waldemar hat zum erstenmal vor mir ein Geheimniß gehabt. Ich kann mir's erklären, weßhalb. Aber so viel ist doch außer Zweifel, daß er in dieser Angelegenheit meinen Rath nicht wünschte. Wahrscheinlich setzte er voraus, er würde ihm nicht gefallen können; er glaubte aber auch, diesmal auf mich nicht hören zu dürfen. Soll ich ihn nun nöthigen, sich mir zu eröffnen? Was wird die Folge sein? Verstimmung, Abweisung, Mißtrauen. Und später bin ich dann ganz ohnmächtig, ihm zu helfen."

„Diese Bedenken müssen zurücktreten," entschied die Baronin, „wo es uns durchaus an Zeit fehlt, den natürlichen Rücklauf und die Folgen von Ereignissen abzuwarten, deren Eintreten schon einen unheilbaren Bruch aller unserer Beziehungen herbeiführen muß. Was Sie heute nicht thun, wird morgen nicht mehr gethan werden können."

Der Professor ließ sich bestimmen. Er besuchte Waldemar in seiner Wohnung und klärte ihn sofort darüber auf, daß er von der Baronin mit dem Geschehenen bekannt gemacht und zur Einmischung veranlaßt sei. „Weise mich ab, wenn Du willst," sagte er, „ich werde es Dir nicht übel nehmen."

„Ich dachte gleich, daß meine Mutter Deinen freund-

schaftlichen Beistand anrufen werde," antwortete Waldemar ohne Erregtheit. „Ich begreife nur nicht, wie ihr beide euch habt verständigen können."

„In einem Punkte sind wir jedenfalls einig," versicherte Erich, seine Hand fassend; „Dein Wohl und Wehe liegt uns beiden gleich sehr am Herzen."

Waldemar lächelte. „Wie ihr's versteht. Verzeih, daß ich über meine Herzensbedürfnisse am besten unterrichtet zu sein glaube."

„Sie dürfen doch nicht allein maßgebend sein."

Waldemar zögerte eine Minute lang mit der Antwort. Dann hob er den Kopf. „Was willst Du? Du kennst das Mädchen gar nicht."

„Nein, ich kenne das Mädchen nicht," bestätigte Erich. „Aber das ist gut. Wenn ich sie kennte, würde vielleicht meine Meinung befangen sein. Darf ich sprechen?"

„Ich befürchte den Machteinfluß Deiner Gründe durchaus nicht. Thu' Deine Pflicht — ich halte Dir stille."

Er bot dem Freunde einen Sessel und legte die Cigarrentasche auf den Tisch.

„Du wirst mir zutrauen," nahm der Professor wieder das Wort, „daß ich ganz frei bin von den Vorurtheilen, die für Deine Mutter bestimmend sind.

Wir wären nicht Freunde geworden, wenn sie Dich oder mich beherrschten."

„Ich kann nur wiederholen: Du kennst Lina nicht."

Aber ich setze voraus, daß sie ganz so schön, so liebenswürdig und so achtenswerth ist, als ich mir ein weibliches Wesen denke, das Dich zu bezaubern vermag. Deine Anforderungen werden nicht gering sein, und ich nehme sie als erfüllt an."

„Dann aber . . ."

„Diese Eigenschaften, liebster Freund, so vollkommen sie an sich sein mögen, erschöpfen die Persönlichkeit nicht. Sie stellen eine Seite derselben in blendendes Licht. Es liegt aber ebenso in der Natur der Dinge, daß Du jetzt nur diese Seite beachtest, als daß eine Schattenseite vorhanden ist, die sich Dir nothwendig in dem Augenblick bemerkbar machen muß, in dem Du die ganze Erscheinung als einen unlöslichen Theil von Dir selbst in Dich aufnimmst."

„Jede Lichtseite, denke ich, hat eine Schattenseite."

„Allerdings. Aber Licht und Schatten sind nichts Absolutes. Sie ergeben sich aus unserer Stellung zu dem Gegenstande. Deine eigene Persönlichkeit kommt mit in Frage; Du kannst eine fremde in Dich nicht anders aufnehmen, als ihre natürlichen Bedingungen es gestatten."

„Du denkst an den Unterschied der Bildung —"

„Nicht daran allein. Zwei Menschen, denen vom Geschick ihre Daseinsaufgabe in ganz verschiedenen Lebenskreisen gestellt ist, die von früher Jugend an mit anderer leiblicher und geistiger Speise genährt sind, deren praktische Anschauungen in Folge dessen so weit von einander entfernt stehen, als ihre Ideale — ihre Bahnen können sich wohl einmal kreuzen, nimmermehr aber um dann zusammenzulaufen. Es ist ein unnatürliches Beginnen, sie verketten zu wollen, deßhalb thöricht und dazu erfolglos: selbst wenn die Kette hält, müssen sie einander in ewigem Abstreben hemmen."

„Warum kreuzen sich ihre Bahnen aber, als weil den Körpern eine Anziehungskraft inne wohnt, die sie nicht zu überwinden vermögen?"

„Es mag so sein; und ich verstehe auch im Augenblick der Begegnung das sehnsüchtige Verlangen, sich zu halten und nicht mehr loszulassen. Nur darf es nicht in den krankhaften Eigensinn ausarten, dem Gesetz Zwang anthun zu wollen. Nur eine momentane Vereinigung im befriedigten Glücksgefühl ist möglich; jede erzwungene Verlängerung schafft Qual."

Waldemar warf das Kinn auf. „Du hättest nichts gegen ein Liebesverhältniß, wie es sich in solchen Fällen abzuspielen pflegt," sagte er spöttisch, „— aber warum gleich heirathen?"

„Ich muß mir's gefallen lassen, daß Du mich mißverstehst," antwortete Erich. Vielleicht gebe ich Dir dazu noch mehr Gelegenheit, wenn ich behaupte: Deine Ehrenhaftigkeit spielt Dir hier einen dummen Streich."

„In der That —"

Der Professor legte die Hand auf seinen Arm. „Nicht daß ich sie geringer wünschte — dieser Verdacht sollte ausgeschlossen sein. Aber daß sie sich in anderer Richtung bewährte, muß ich allerdings als Dein Freund wünschen. Noch bist Du nicht gebunden, noch hast Du nicht gebunden. Erzwinge Dir die Freiheit im ehrlichen Kampf mit Deiner unseligen Leidenschaft — die ganze Freiheit, Waldemar! Sei so ehrenhaft, auf ein flüchtiges Glück zu verzichten, da Du es dauernd nicht an Dich fesseln kannst."

„Du sprichst, als ob das Gegentheil in meiner Macht stände," rief der Baron unwillig. „Immer und immer wieder: Du kennst Lina nicht. Es ist so undenkbar, daß ich von ihr lasse, als daß sie die meine wird, ohne mein Weib zu sein!"

Erich stand auf. „Ich kann Dir nichts mehr sagen. Meine Ueberzeugung aber steht fest. Mag sie in Dir nachwirken, Bester — und vergiß unter allen Umständen nicht, daß ich Dein Freund bin und bleibe."

Er schüttelte ihm die Hand, und Waldemar er-

wiederte mit einem leisen Druck. Das Haar war ihm auf die gefurchte Stirn gefallen, das Auge blickte düster, der Mund war fest geschlossen. Er litt, aber kein Zeichen deutete an, daß er innerlich schwanke. Erich nahm nicht die Hoffnung mit, daß er sich seiner Mutter fügen werde.

Die Baronin mußte es selbst erfahren. Noch einmal bot sie das ganze Arsenal weiblicher Waffen auf, seine Halsstarrigkeit zu bekämpfen. Vergeblich. So sagte sie denn zuletzt: „Deinen Ahnenschild zerbrichst Du, die Wünsche deiner Mutter gelten Dir nicht mehr heilig. So wisse denn, daß ich auch keinen Sohn mehr habe, wenn Du Deiner Familie und mir diese Schmach anthust. Rechne nicht mit meiner Schwäche. Ich werde Dich verleugnen vor aller Welt, wie Du mich vor aller Welt verleugnest. Du trennst Dich von mir, von Deinen Schwestern, von Allen, die Dir durch Deine Geburt angehörig sind. Ich verbiete Dir mein Haus, ich streiche Dich aus meinem Testament. Sieh zu, was Du dabei gewinnst! Waldemar — —! Noch glaube ich nicht, daß ich Dich verloren habe.“

Er antwortete nichts darauf. Die Baronin reiste ab.

II.

So hatte Waldemar sich seine Mutter nicht vorgestellt. Er wußte, sie liebte ihn, so viel Herz sie überhaupt hatte; oft genug war sie nachgiebig gewesen, wenn er sich ihrer Leitung mit männlicher Entschlossenheit entzog. Er hatte auch diesmal heftigen Widerspruch, aber keine so entschiedende Abkehr erwartet. Nun mußte es ihm klar geworden sein, daß er nachzugeben oder mit seiner Familie zu brechen habe. Wie sehr er an ihr hing, fühlte er erst jetzt mit ganzer Stärke. Aber er wußte auch, was ein Rückzug bedeutete. Trat er ihn an, so gab er jede Selbstbestimmung auf. Es empörte ihn, daß er erbärmlichen Rücksichten der Weltklugheit, verrotteten Vorurtheilen zu Liebe auf das Recht freier Herzenswahl verzichten, seine bessere Ueberzeugung niederdrücken sollte. Nein, nein und nein! Er war kein unmündiges Kind, das von einem gefährlichen Spielzeug nicht lassen wollte. Sein ganzes Lebensglück stand auf dem Spiel. Der Würfel war

gefallen — er durfte den Einsatz nicht mehr zurückziehen, mochte er noch so groß sein.

So redete er sich tiefer und tiefer in seinen Starrsinn hinein. Immer neue Gründe fand seine grübelnde Gewissenhaftigkeit auf, ihn in seinem Vornehmen zu bestärken. Freilich war die Freudigkeit von ihm gewichen, in der er noch den verhängnißvollen Brief schrieb; nicht ohne Zagen dachte er an die Folgen des letzten Schrittes, den er als ein ehrlicher Mann meinte thun zu müssen. Aber dann spiegelte ihm wieder die Phantasie Lina's Bild vor, so zauberhaft lockend, daß alle Bedenken kleinlaut wurden. Ihr in die schönen, lieben Augen sehen, ihren Mund küssen, ihre weichen Hände drücken zu dürfen — welche Seligkeit! Und gar sie ganz sein nennen, immer ihre freundliche Stimme hören, Alles mit ihr theilen, was Menschen gemeinsam sein kann . . . sein Herz jauchzte in aller Bekümmerniß auf. Kein Opfer ist zu groß! Was muß Lina mir werden, wenn sie mir schon so viel ist!

Er wartete stündlich auf einen Brief von ihr. Es müsse ihr doch möglich sein, meinte er, ihn unangehalten zur Post zu befördern. Die Baronin hatte ihm von ihrer Entlassung nichts gesagt. Nun hielt er's für geboten, einmal bei Frau Freitag anzufragen und sie zugleich auf das Kommende vorzubereiten. Es fiel ihm

auf, daß am Sonntag Nachmittag Bernhard, der sich sonst auf seinen Wunsch regelmäßig einzufinden pflegte, ohne Entschuldigung ausblieb. So machte er sich denn am Abend selbst auf den Weg zu den guten Leuten.

Er war nicht wenig verwundert, als Lina ihm öffnete. „Ach, der Herr Baron —“ sagte sie wie erschreckt und trat eilig ein paar Schritte zurück.

„Sie zu Hause, Lina? rief er erfreut. „Aber warum haben Sie mich das nicht gleich wissen lassen?“

„Ja, wie käme ich denn dazu —?“ wendete sie, die Augen senkend, ein. „Und ich glaubte auch, daß die Frau Baronin . . . Ich bin ja doch Knall und Fall fortgejagt.“

Auf der Schwelle der Stubenthür erschien Frau Freitag und nöthigte in etwas förmlicher Weise hinein. Sie sah recht bekümmert aus. „Ja, Herr Baron,“ sagte sie, „es mag Ihnen wohl selbst nicht bewußt gewesen sein, welche Unannehmlichkeiten uns Ihr unvorsichtiger Brief bereiten könnte. Nun ist das Unheil da. Lina hat eine gute Stelle verloren, und wie sie aus dem Hause fortgekommen ist, läßt sich nicht erwarten, daß man sie so leicht anderswo ohne Mißtrauen aufnehmen wird. Sie hat nicht einmal ein Attest fordern können. Verzeihen Sie mir, Herr Baron

aber Sie thaten großes Unrecht, als Sie einer solchen Laune unbedacht nachgaben."

„Welcher Laune?" fragte er. „Mein Brief beweist doch . . ."

„Mit Recht ist die Frau Baronin über ihn erzürnt," antwortete die alte Frau. „Nur daß sie ihren Aerger an dem Mädchen ausließ, das doch nichts dafür konnte . . . Aber das ist nun einmal geschehn. Lina hat mir den Brief gezeigt — und da kann ich doch nur von einer Laune des Herrn Barons sprechen, die uns freilich viel schwere Tage bereitet hat."

Er wiegte unmuthig den Kopf. „Aber kann man sich denn deutlicher ausdrücken, kann man unzweifelhafter seine Absicht . . ." Er wendete sich zu Lina, die in der Ecke am Ofen stand. „Glauben auch Sie nicht daran, daß mir jedes Wort heiliger Ernst war? Sie konnten mich doch so nicht verkennen!"

Sie hielt die Hände auf dem Rücken und schob sie an den warmen Kacheln hin und her. „Herr Baron," sagte sie, „ich muß wohl glauben, was Sie mich ja auch vorher schon genugsam haben merken lassen, wobei ich aber ganz unschuldig bin: daß Sie ganz toll und blind in mich verliebt sind und sich allen Ernstes eingebildet haben, Sie könnten ohne mich nicht glücklich sein. Aber eine Laune bleibt's doch, meine Mutter hat ganz Recht,

und den Kopf verdrehen soll sie mir nicht, wenn es mir auch Ihretwegen leid thut, daß Sie davon einen kurzen Kummer haben. Denn wenn man einem gut geworden ist — mag's auch eine rechte Thorheit sein und zu keinem guten Ende führen können — weh thut's doch immer, wenn man sich getäuscht hat."

Sie hatte das in ihrer ruhigen und klaren Weise gesprochen, als könnte es gar keine andere Meinung geben. „Und das hätten Sie mir auch geschrieben, Lina," fragte er ganz verwirrt, „wenn meine Mutter nicht den Brief —?"

„Gar nicht hätte ich Ihnen geschrieben," antwortete sie, „auf diesen Brief erst recht nicht. So etwas muß sich mit der Zeit selbst ausheilen; und bei Ihnen hätt's gewiß nicht lange gedauert, dann wären Sie über mich ärgerlich geworden und hätten gedacht: es lohnt mit der dummen Person doch nicht."

„Lina —!"

„Es ist aber vielleicht gut, daß Alles so gekommen ist," mischte sich wieder Frau Freitag ein. „So hat's nun ein für allemal ein Ende, und jeder kann sich danach einrichten, wie es sich für ihn schickt. Das wollen wir denn auch. Und so bitte ich den Herrn Baron mit aller Freundlichkeit und Herzlichkeit, er möchte uns nicht ferner mit seinem Besuch beehren,

zumal Lina jetzt vorläufig zu Hause ist. Es könnte unnützes Gerede bei den Nachbarn geben. Das ist ja zugleich auch für den Herrn Baron das Richtige, da die Frau Baronin über ihre Gesinnung doch keinen Zweifel gelassen hat.“

Der Liebhaber konnte gar nicht entschiedener vor die Thür gesetzt werden. Aber Waldemar fühlte sich so sicher im Besitz eines guten Gewissens, daß ihn diese Zurückweisung nicht beleidigte. Es geschah ja doch genau, was geschehen mußte, wenn die Freitags gerade die ehrenwerthen und gesinnungstüchtigen Leute waren, als die er sie sich vorstellte. So trat er nun auf die alte Frau zu, faßte ihre beiden knochigen Hände und sagte mit aller Treuherzigkeit: „Sehen Sie mich doch einmal an, Mamachen, ob ich der Mensch sein kann, an den Sie solche Zumuthung stellen. Wie meine Mutter denkt, hat sich freilich rasch herausgestellt, aber für mich doch nicht überraschend. Ich wußte ganz genau, als ich Ihrer Tochter einen Heirathsantrag machte, daß sie damit nicht einverstanden sein und nach Kräften widersprechen würde. Freilich hoffte ich, sie mit der Zeit umstimmen zu können, und das hoffe ich jetzt nicht mehr. Denn Sie müssen wissen — was Sie wohl auch nicht anders erwartet haben — daß meine Mutter hier gewesen ist und, wie man so sagt,

das Tischtuch zwischen uns zerschnitten hat. Aber weshalb ist das geschehn? Weil ich allen ihren Bitten und Drohungen nicht fingerbreit nachgegeben habe, sondern fest darauf stehen geblieben bin, daß Lina meine Frau werden müsse. So ist sie nun im Zorn wieder abgefahren, was ich sehr bedaure, aber nicht ändern kann. Denn was ich Lina geschrieben habe, das wiederhole ich jetzt mündlich Wort für Wort. Und darauf wird doch eine Antwort nicht ausbleiben dürfen."

Er schien zu warten, daß nach dieser offenen Erklärung alles Gewölk von ihrer Stirn weichen und der helle Sonnenschein der Freude über ihr bekümmertes Gesicht hinziehen werde. Aber es wurde nur noch bleicher und ernster. Die Hände fühlten sich eiskalt an und die Augen irrten nach dem Ofen zu, wo Lina noch immer ihre Stellung halb im Rücken des Ofens behauptete. „Sprich Du, Lina," sagte sie mit zitternder Stimme: „ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Sprich Du."

Auf Lina hatten seine guten Worte ganz anders gewirkt. Das Blut war ihr in die Wangen gestiegen. Sie stand jetzt hochaufgerichtet, so weit ihre niedliche Figur reichte, und vielleicht sogar ein wenig auf die Zehen gehoben. Ein Lächeln befriedigten Stolzes

spielte um ihre vollen Lippen, zwischen denen die Zähne bläulich durchschimmerten. „Da hörst du nun selbst, Mutter,“ sagte sie, „wie der Herr Baron mir gesinnt ist. Man muß es eben hören, um es für wahr zu halten. Daß ich ihm aber alle Aufrichtigkeit zutraute, wird Dich jetzt nicht mehr wundern.“

Waldemar ließ Frau Freitag los und ging mit ausgebreiteten Armen auf Lina zu. „Ja, ja,“ rief er, „Sie haben mich recht erkannt; und jetzt . . .“

„Bleiben Sie nur dort,“ wehrte Lina ab. „Wir können uns besser verständigen, wenn wir in einiger Entfernung von einander bleiben.“

Er hielt ihr die Hand hin. „Aber, Lina — wenn ich Sie bitte . . .“

Sie legte die ihrigen wieder auf den Rücken. „Nein, bitten Sie nichts; es ist ganz umsonst.“

„Sie versicherten doch —“

„Das war ganz allein zu meiner Mutter gesagt und hatte auch guten Grund.“

„Lina, sagen Sie mir, daß Sie mich lieb haben, wie ich Sie —“

„Aber damit wäre es doch nicht gethan.“

„Ganz und gar! Alles Weitere versteht sich von selbst.“

Sie lachte. „Ja wohl —! daß ich mich Ihnen

an den Hals werfe und überglücklich bin, einen reichen Baron zum Bräutigam zu haben, und nach einiger Zeit mit ihm in die Kirche fahre, die ganz vollgestopft von Menschen ist, da doch jeder das Wunder selbst erleben will, daß ein vornehmer Herr einem armen Mädchen trotz wüthenden Einspruchs der Verwandtschaft Wort hält ... So mögen Sie sich's wohl in diesem Augenblick als selbstverständlich denken. Aber ..." Sie stockte, senkte die Wimpern, hob sie nach einer Weile wieder und sah ihn mit ihren dunkelblauen Augen recht warm an. „Aber ..."

Der Blick ging ihm durch Mark und Bein. „Liebste — beste Lina, was können Sie noch einzuwenden haben?"

„Es wird mir nicht ganz leicht zu sagen, Herr Baron — ich gesteh's ehrlich ein. Denn ein bischen eitel ist man denn doch, da müßte man gar kein Mädchen sein; und es schmeichelt nicht wenig, daß so etwas, das kein Mensch glauben möchte, seine volle Richtigkeit hat. Und wenn ich rachsüchtig wäre, könnt' ich den Aerger, daß ich Ihre Frau würde, der Frau Baronin wohl gönnen, weil sie mich ohne Grund so schlecht behandelt und eine abgefeimte Spitzbübin genannt hat. Das könnte mir niemand übel nehmen. Aber ... daran hätt' ich doch kaum vierundzwanzig

Stunden genug, und dann käm's nach, was die Studenten den Katzenjammer nennen. In den Spiegel könnt' ich gar nicht mehr sehen, ohne mir ein schiefes Gesicht zu ziehen, und recht grundschlecht müßt' ich mir vorkommen, wenn ich solcher Ursachen wegen gegen einen guten Menschen unehrlich handelte. Und unehrlich gehandelt wär's, lieber Herr Baron, wenn ich es zuließe, daß Sie mich heiratheten. Denn ich weiß, daß daraus nichts Kluges und Ersprießliches hervorgehen könnte. Wenn Sie mir noch so gut wären — und ich Ihnen auch, wie Sie's gewiß verdienen — Sie wären doch nicht der Mann für ein so schlichtes Mädchen aus kleinbürgerlichem Stande, und ich nicht die Frau für einen Baron, der überdies ein Gelehrter ist. Nein, nein! das würde in der Ehe nichts Gutes abgeben. Ich hätte immer Angst, daß ich Ihnen auf Schritt und Tritt ein Plage wäre, und Ihnen würde ich bald eine schwere Last sein, die Sie doch nicht mehr abwerfen könnten. Und wenn ich auch an mich gar nicht dächte — zu Ihrem Besten ist es gewiß, lieber Herr Baron, wenn ich herzlich für die zugedachte Ehre danke, Ihre Frau Baronin — oder auch nur Ihre Frau Doktorin zu werden."

„Gott sei Dank!" sagte die alte Frau und faltete die Hände.

Aber Waldemar ließ nicht nach. Mit demselben zähen Eigensinn, mit dem er den Widerspruch der Mutter und des Freundes bekämpft hatte, widersetzte er sich jetzt allen gut gemeinten Warnungen des Mädchens. Nun war's ja über jeden Zweifel, daß Lina ihn liebte. Immer stürmischer wurden seine Versicherungen, daß er sich geprüft habe und nicht wanken werde, immer heißer seine Betheuerungen, daß ihm die ganze Welt gleichgiltig sei, wenn er das geliebte Mädchen sein nennen könne. Er hielt ihre Hand, die er glücklich ergriffen hatte, so fest, daß sie das Bemühen aufgab, sie ihm zu entziehen. Er legte den Arm um sie und fühlte von den Fingerspitzen her einen feurigen Strom seine Adern bis zum Herzen durchrinnen; nur noch glühender wurden seine Worte, noch leidenschaftlicher seine Schwüre. Lina's Widerstand erlahmte. Endlich sagte sie: „So kann ich mich nicht entschließen. Ich merke wohl, daß Sie auf nichts mehr hören, was man Ihnen einwendet und auch ich verliere alle Ueberlegung, wenn Sie mich so bestürmen. Ich verspreche Ihnen, Alles in Gedanken zu behalten, was Sie mich haben wissen lassen, aber heute sage ich nicht Ja und nicht Nein. Geben Sie mir acht Tage Bedenkzeit, dann sollen Sie Bescheid haben, so oder so, und dabei muß es dann bleiben. Aber inzwischen sehen wir einander nicht."

Das gefiel ihm nun wenig. Lina zeigte sich doch hartnäckig, machte sich von ihm frei und zog sich hinter ihre Mutter zurück. Es gelang Waldemar nur durch vieles Bitten, die acht Tage auf drei herunter zu handeln. „Mir macht's nicht so viel aus," bemerkte Lina, als sie nachgegeben hatte, „ich kann auch in kurzer Zeit mit mir fertig werden. Aber zu Ihrem eignen Besten hätten Sie die volle Woche annehmen sollen, Herr Baron. Denn so ein feuerspeiender Berg kühlt sich nicht so rasch ab. An den wag' ich mich aber gar nicht heran."

Frau Freitag war auch mit der längsten Frist nicht einverstanden. „Es hätte heute gleich für alle Zeit abgethan sein sollen," meinte sie. „Nun hat man unnütz große Unruhe."

Lina stand hinter ihr, legte den Arm um ihre Schulter und reichte in dieser geschützten Stellung Waldemar die Hand. „Nun gehen Sie aber auch," bat sie mit einem recht freundlichen Blick, „und sehen Sie vorher nach der Uhr. Die drei Tage dürfen auch nicht um eine Minute gekürzt werden. Und wie die Entscheidung fällt, so muß sie gelten."

Er bückte sich, ihre Hand zu küssen, und das ließ sie ohne Weigerung geschehen. Dann begleitete ihn Frau Freitag bis zur Thür und wartete bis dieselbe

sicher in's Schloß gefallen war. Sie machte Lina Vorwürfe, daß sie schon zu nachgiebig gewesen sei. „Es kann ja daraus im Leben nichts werden."

„Man konnte ihn ja sonst gar nicht loswerden," antwortete sie, doch nicht im ärgerlichen Ton und mit lachendem Gesicht. „Und er ist ein so guter Mensch! Das ist er wirklich. Daran ist gar kein Zweifel: wie er's sagt, so meint er's; er ist ganz aus der Art geschlagen. Wenn's nur nicht so schreckliches dummes Zeug wäre . . ."

Mutter und Tochter besprachen die Sache noch lange. Dann kam Bernhard nach Hause und wurde in's Geheimniß gezogen. Er empfand für den jungen Baron, der ihn so freundschaftlich behandelte, das herzlichste Wohlwollen, aber sein Antrag erschreckte ihn doch nicht wenig. „Es ist eigentlich recht traurig," meinte er, „daß man sich über so etwas nicht freuen kann. Denn es sollte kein Unterschied zwischen den Menschen sein, wenn sie ihn selbst für sich verwerfen. Aber wie's in der Welt hergeht, will das doch leider wenig sagen. Und sicher gehört gewiß große Festigkeit dazu, sich von ihr nicht beirren zu lassen."

Sie saßen bis in die Nacht zusammen und betrachteten den schwierigen Fall von allen Seiten. Als sie endlich zu Bett gingen, schienen sie einig zu sein,

daß man sich auf solche gefährliche Dinge nicht einlassen dürfe. Aber jeder mochte doch den Eindruck mitnehmen, daß am Ende das letzte Wort noch nicht gesprochen sei.

Waldemar wußte, daß die dreitägige Frist respektirt werden müsse. Aber es war ihm nicht verboten worden zu schreiben, und so kürzte er sich die Wartezeit denn damit, daß er einige Bogen mit seinen Herzensergüssen füllte. Den Brief gab er zur Post. Es war ihm auch nicht untersagt Bernhard auf seinem Heimwege vom Comtoir abzufangen, an den Arm zu nehmen und freundschaftlich zu bearbeiten. Am zweiten Tage schrieb er wieder einen noch längeren Brief und begleitete am Abend wieder Bernhard durch die halbe Stadt. Er hätte so gern aus ihm herausgefragt, daß Lina ihm im Grunde ihres Herzens wohlgeneigt sei und alle Bedenken fallen lasse. Aber der junge Mensch, dessen peinliche Verlegenheit mit jeder Frage wuchs, hütete sich doch, eine bestimmte Antwort zu geben. Daß er nicht bestimmt verneinte, war freilich schon ein guter Beweis dafür, daß Hoffnung sei.

Am dritten Tage, als Waldemar wieder mit einem Briefe beschäftigt war, der nochmals sturmlaufen und deshalb noch vor Mittag durch einen Eilboten,

zugleich mit einem prächtigen Blumenstrauß, an die Adresse befördert werden sollte, empfing er einen sehr unerfreulichen Besuch. Frau Helmbach hatte seine Wohnung ausgefunden. Sie sah arg heruntergekommen aus, und das um so mehr, als sie sich mit allerhand ausrangirtem Flitterkram behängt hatte, der wahrscheinlich die Fadenscheinigkeit ihrer Toilette verdecken sollte. Ihre Hautfarbe war fahl und die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Sie klagte, daß es ihr sehr schlecht gehe. Ihr armer Mann sei im Irrenhause, die Pension reiche nur knapp zu seinem Unterhalte aus; sie selbst fühle sich ganz schwach und elend und könne für sich nichts erwerben. Sie habe wieder auf's Theater gehen wollen, aber nicht einmal als Statistin ein Engagement finden können. Ihre Nerven seien auch so angegriffen, daß sie fortwährend unfreiwillig zittere. Was sollte sie nun thun? „Ich weiß,“ sagte sie, „daß mein unglücklicher Mann mir aus diesem Gange zu Ihnen den schwersten Vorwurf machen würde, wenn er überhaupt an meinem Schicksal theilnähme. Aber er ist ganz stumpfsinnig, scheint mich gar nicht mehr zu kennen und murmelt nur immer den Namen seiner Tochter vor sich hin. Verzeihen Sie's meiner Noth, wenn ich mich nun doch an Sie wende. Ich kenne Sie als mildherzig und großmüthig — es

war nicht Ihre Schuld, daß das Alles so gekommen ist."

Sie sprach heut ohne theatralisches Pathos, wirklich aus tiefster Bekümmerniß. Waldemar gab ihr ein reichliches Geschenk und versprach eine fortlaufende monatliche Unterstützung, die sie sich aber von seinem Banquier abholen sollte.

Sie dankte sehr erleichtert und ging mit dem Versprechen, ihn nicht mehr in seiner Wohnung belästigen zu wollen.

Der Mann im Irrenhause —! Es durchschauerte ihn eiskalt. Er mußte unwillkürlich an Lina's Mutter denken und wie die würdige Frau sicher ebenso unglücklich geworden wäre, wenn ihr Kind ihr solchen Kummer bereitet hätte. Gott sei Dank! es war da nicht die mindeste Gefahr. Er meinte es ganz treu mit dem geliebten Mädchen.

Den Brief beendete er doch rasch. Seine Stimmung war belastet; es wurde ihm jetzt schwer, die rechten Worte frei vom Herzen wegzufinden. Als er das Blatt nochmals überlas, kam ihm nun sogar das, was er vorher geschrieben hatte, verkünstelt und schwülstig vor. Er hielt noch eine Nachschrift für notwendig. „Ich schreibe so viel, damit ich wenig zu sprechen habe. Aber antworte überhaupt nicht auf

meine Worte, liebe Lina — nicht auf die schriftlichen, noch auf die mündlichen, sondern auf das, was in meinem Herzen steht und nicht sagbar ist. Und wenn Du mich sehr beglücken willst, so stecke die rothe Rose aus dem Strauß an die Brust — so weiß ich mit Eins woran ich bin."

Er trug den Brief selbst nach dem Blumenladen in dem er den Strauß bestellt hatte. Er sollte klein und zierlich, aber von lauter ausgesuchten Blumen gebunden sein. Als er ihn in der Hand prüfte, kam ihm in den Sinn, daß er schon einmal einen Strauß für Lina bestimmt hatte und auf welcher kalten Brust er gewelkt war. Unwillig scheuchte er die traurige Erinnerung fort. Er soll Glück bringen! Die Inhaberin des Geschäfts versprach, Brief und Blumen sogleich abzuschicken. Er wartete, bis der Bote unterwegs war.

Die letzten Stunden vergingen ihm qualvoll langsam. Es schien ihm undenkbar, daß Lina ihn abweisen könne und jede Minute des Abwartens ein Raub an seinem Liebesglücke. Wie wollte er aber alle die Küsse nachholen, die ihm in diesen grausamen drei Tagen entgangen waren!

Und dann, als er die Glocke zog, wurde er doch wieder zaghaft. Seine Erwartungen waren so hoch gespannt, daß der geringste Abfall ihn schmerzlich ent-

täuschen konnte. Würde sie ihm entgegeneilen — ihm um den Hals fallen? Er hoffte es. Aber es dauerte eine ziemliche Weile, bis sich die Thür öffnete — und dann stand Frau Freitag vor ihm und zeigte ihm nicht einmal ein ermunterndes Gesicht.

Freilich hatte sie ein Festkleid angezogen und eine Staatshaube aufgesetzt, als ob sie Gesellschaft erwartete. Das machte ihn aber nur noch mehr stutzig. Wollte er doch gerade zur Familie zählen. „Guten Abend, Mama Freitag —“ sagte er mit etwas gedämpfter Heiterkeit. „Sie haben sich ja so schön ausgeputzt.“

„Wie es sich für den Gast schickt, den wir zu erwarten hatten,“ antwortete sie lächelnd und sichtbar verlegen.

„Ah! ich dachte doch . . . Wie geht's Lina?“

„Danke für gütige Nachfrage, Herr Baron. Wenn Sie sich hineinbemühen wollen —“

Das klang alles so förmlich. Er warf den Mantel ab und trat ein. Auf dem Tisch brannten zwei Lampen und dazwischen stand, in den Hals einer Flasche gesteckt, der Blumenstrauß. Das konnte von guter Vorbedeutung sein. Lina kam aus der Nebenstube, in einem Wollenkleide, ein Spitzentüchelchen um die Schultern geschlingt und lose über der Brust geknotet — die Rose hatte sie nicht vorgesteckt.

„Lina —! rief er, erschreckt zusammenfahrend. „Kann ich mich in Ihnen getäuscht haben?“

Sie wußte, was er vermißte, und schielte nach dem Knoten des Tüchelchens nieder. „Vielleicht,“ antwortete sie, „aber in anderer Weise, als Sie meinen.“ Sie senkte wieder die Augenwimpern, aber diesmal verschämt. „Ich bin mir nicht treu geblieben.“

„Er trat an sie heran und faßte ihre heiße Hand. „Wie soll ich das verstehen? Sie haben die Rose —“

„Ja, das hätte sich hübsch für mich geschickt,“ unterbrach sie eifrig, „wenn ich Ihnen gleich mit der Rose entgegengekommen und in den Arm gelaufen wäre. Das ist Komödienspiel und gehört anderswohin. Sie hätten so etwas gar nicht wünschen sollen.“

„Sie haben mich so erschreckt, Lina ...“

„Damit geschieht Ihnen ganz Recht. Eine ernste Sache muß man nicht so spielend erledigen wollen. Und eine recht ernste Sache ist es doch, wenn Zwei sich mit einander zu verloben gedenken — oder auch nicht.“

„Oder auch nicht, Lina?“

„Ja, ich weiß doch nicht, wie Sie jetzt im entscheidenden Augenblick gesinnt sind, Herr Baron.“

„Mein Brief —“

„Der ist wenigstens acht Stunden alt — in denen hat sich viel verändert haben können."

Er schüttelte den Kopf und sah sie innig an. „Nichts hat sich verändert," sagte er, „nichts."

Er wollte sie an sich ziehen, aber sie wehrte ihm. „Nein, nein! so weit sind wir noch nicht. So stumm, wie Sie sich's gedacht haben, läßt sich zu keiner Einigung gelangen. Denn wenn Sie nun auch zu verstehen geben, daß Ihnen Ihr Gelöbniß in den drei Tagen nicht leid geworden ist, wie wir ja auch aus Ihren schönen Briefen wissen, und wenn wir auch nach viel reiflichem Erwägen zu der Einsicht gekommen sind, daß doch am Ende des Menschen Wille sein Himmelreich ist, und daß wir in unseren Verhältnissen eigentlich keinen Grund haben —"

„Lina wollte Sie herzlich bitten, Herr Baron," mischte sich Frau Freitag ein, die mit ängstlicher Spannung in einiger Entfernung zugehört hatte, „sich's noch einmal und zum letzten Mal ruhig zu überlegen, ob sie Ihnen wirklich so viel werth sein kann, daß damit all' der Kummer, den Sie Ihrer Frau Mutter und ihrer ganzen Familie bereiten müssen, und all' der Verdruß, der Ihnen nicht erspart werden kann, aufgewogen wird. Es kann ja für ein armes Mädchen recht lockend scheinen, eine solche Partie zu machen,

aber Lina denkt ganz ehrlich und will lieber bleiben, was sie ist, wenn Ihnen auch nur der mindeste Zweifel kommt, daß Sie den Schritt bereuen könnten."

Er wollte etwas entgegnen, aber Lina bedeutete ihn durch einen Wink mit den Augen zu schweigen. „Ja, so steht's," sagte sie, „und Sie sollen auch wissen, wie ich mir's in diesen Tagen zurecht gelegt habe. Sehen Sie, Eheleute müssen auf gleicher Stufe stehen, mag der Mann auch ein bischen größer sein, als die Frau. Nun steht's aber fest, daß ich nicht zu Ihnen hinauf kann. Wenn ich auch Ihre Frau bin, wird man mich doch da nicht dulden — nicht jetzt und nicht später, ich kenne die vornehmen Leute gut genug — und ich bin auch zu stolz, mich da einzudrängen und um ihre Gunst zu betteln. Wenn ich aber zu Ihnen nicht hinauf kann, bleibt für Sie gar nichts übrig, als zu mir hinunter zu steigen — und das wird Ihnen viel schwerer werden, als Sie wohl denken mögen, da Sie jetzt nur Ihre verliebten Gedanken im Sinn haben. Anders ist's aber nicht."

Waldemar hatte sich den Anschein gegeben, geduldig zuzuhören; innerlich doch fühlte er sich durch den Zwang, noch einmal und offenbar zwecklos in diese Erörterung eintreten zu sollen, nicht wenig gepeinigt. Ganz vergeblich hatte sich seine Phantasie beflügelt:

nicht hoch in die Luft sollte er sich aufschwingen, um über alle Hindernisse hinweg sein Glück zu erstürmen, sondern auf der Erde Schritt vor Schritt wohlüberlegt sich dem ersehnten Ziele nähern. Er kämpfte gegen eine Verstimmung. „Liebe Lina," sagte er, „Sie bringen durch diese klugen Erwägungen sich und mich um den seligsten Genuß dieser Stunde, in der nur die Sprache des Herzens verstanden werden sollte. Glauben Sie mir, ich weiß, was ich will und was ich kann. Uebrigens —" fügte er lächelnd hinzu, „erschöpft Ihr Entweder — Oder doch nicht alle Möglichkeiten. Wollen Sie's schon ein Hinauf und Hinab nennen, so bleibt doch wohl nicht allein die Wahl zwischen Oben und Unten. Sondern gerade in der Mitte ist das gemüthlichste Plätzchen, und zu dem können wir gelangen, wenn jeder etwas von dem aufgiebt, was ihm vom Hause aus für's Leben zugetheilt war. Ich habe mich dazu willig bereit erklärt; zeigen auch Sie mir nun freundliches Entgegenkommen."

Sie hob das Kinn, als ob sie sagen wollte: das trifft doch nicht, drückte aber seine Hand. „Es hört sich so recht gut an," entgegnete sie, „und was an mir ist, so soll's wahrlich an gutem Willen nicht fehlen. Nur ob der ausreicht . . ."

„Nun aber keine ungehörige Bescheidenheit," rief

er, legte den Arm um ihre Schulter und zog sie an seine Brust. „Sagen Sie mir, daß Sie die meine sein wollen mit Leib und Seele, Lina, und wir sind das glücklichste Paar.“

Sie wiederstrebte nicht und drückte wiederholt seine Hand. „Wenn ich's sage,“ antwortete sie, „so können Sie sich auf mich verlassen in alle Ewigkeit. Sie wissen, ich halte Wort.“

Diese Erinnerung gefiel ihm wenig. Aber es war jetzt nicht Zeit, viel darüber zu rechten. Er fühlte den warmen Busen des schönen Mädchens an seiner Brust, seine Pulse klopften stürmischer. Die Hand, die sich auf ihre Schulter gelegt hatte, schob sich unter das runde Kinn und suchte dem Kopf eine Wendung nach seinem Gesicht zu geben. Sie gestattete aber nur einen Kuß auf die Wange, griff nach seiner Hand und zog sie fort. „Es ist noch eine Bedingung —“ sagte sie, zu ihrer Mutter hinüberblickend.

„Eine Bedingung?“ fragte er unmuthig zurück. „Lina . . .“

„Die Verlobung muß öffentlich bekannt gemacht werden — die Mutter will es durchaus so.“

„Ja, lieber Herr Baron,“ bestätigte Frau Freitag. „Das ist unumgänglich nöthig. Wenn Sie uns häufiger besuchen und zum Abend hier bleiben, weiß

bald das Haus und die ganze Nachbarschaft davon. Der vielen bösen Zungen wegen —“

„Aber es versteht sich ja von selbst,“ unterbrach er. „Warum sollte ich mich scheuen, unsere Verlobung anzuzeigen, da doch sehr bald unsere Heirath aller Welt bekannt werden muß. Sie scheinen mir noch immer zu mißtrauen —“

„Nein, nein,“ versicherte sie, „das wahrlich nicht. Und so mag denn in Gottes Namen geschehen, was meine mütterliche Sorge nicht hindern kann. Er gebe diesem Bunde seinen Segen!“

Sie trat heran und berührte beide leise mit den Händen. Die Thränen liefen ihr dabei über die Wangen. Lina aber blickte auf, schmiegte sich an ihn und hielt ihm den Mund zum Kusse hin, während die langen Wimpern sich wieder langsam senkten. Aller Unmuth wich von ihm. „Endlich — endlich!“ rief er und genoß nun das lange entbehrte Glück in vollen Zügen.

Nur zu bald aber wehrte sie ihm wieder. „Sie ersticken mich ja,“ sagte sie, den Kopf abbiegend. „Es ist genug.“

„Wie kann's je genug sein,“ wendete er ein und suchte sie festzuhalten. „Es heißt auch nicht mehr Sie, sondern Du.“

„Ach — das werde ich schwer lernen.“

„Du wirst's gar nicht zu lernen brauchen, Lina — es sagt sich so ganz von selbst, wenn man einander gut ist."

Er wollte sie wieder küssen, aber sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Warten Sie — warte einmal." Sie entschlüpfte seinen Armen. „Jetzt ist's Zeit."

Lina trat an den Tisch und zupfte mit den zierlichen Fingerchen die rothe Rose aus dem Strauß, steckte sie an die Brust, wo das Tüchelchen sich knotete und stellt sich vor ihn hin. „Nun kann ich Ihnen so gefallen. Ach — Dir! Du darfst die schöne Rose aber nicht zerdrücken."

Er umarmte sie. „Dann hast Du morgen eine andere."

„Aber diese nicht. Die ist etwas ganz besonderes. Sie bedeutet Ja."

„Sie hätt's bedeuten können. Aber Du warst ja grausam und ließest mich schmachten. Und jetzt wär's wieder grausam, wenn ich sie respektiren müßte. Aber ich —"

„Halt, halt!" Die Wimpern flimmerten. „Ich will's nur gestehen, daß ich die Rose schon herausgezogen und angesteckt hatte, ehe Sie kamen — ehe Du kamst. Gleichsam probeweise. Erst als Du die

Glocke zogst, that ich sie wieder fort. Es war mir plötzlich, als müßt' ich mich in die Erde schämen, wenn Du gleich wüßtest, daß ich doch schwach gewesen sei."

„Du Böse!" Nun mußte sie sich wohl fangen und liebkosen lassen.

„Jetzt aber verständig," sagte sie nach einer kurzen Weile. „Die Mutter wird schon unruhig. „Wir wollen in der Stube auf- und abgehen und uns erzählen, wie Alles so gekommen ist."

„Das haben wir auch nöthig!" meinte er.

Sie entwand sich ihm aber, legte ihren Arm in den seinen und ihre Hand auf seine Hand und nöthigte ihn so folgsam zu sein.

„Du hast mich noch nicht ein einziges mal Waldemar genannt," versicherte er.

„Das ist auch zu komisch," antwortete sie lachend.

„Versuch's doch einmal."

„Nein — Das muß so von selbst kommen."

„Ach, sag's doch!"

„Wie kann ich? Gestern waren Sie für mich noch der Herr Baron und jetzt bist Du mein . . . lieber Waldemar. Das bring' ich nicht über die Zunge."

„Schalk!" Sie mußte sich's mit einem Kuß über die Schulter weg lohnen lassen.

Frau Freitag sah nach der Wanduhr. Sie wartete auf Bernhard, um in die Küche hinausgehen zu können. Das Paar im Zimmer allein zu lassen, wäre ihr ganz gegen den Strich gegangen. Lina merkte es. „Soll ich's besorgen?“ fragte sie.

„Was?“ erkundigte er sich.

„Ich hoffe, Sie werden heut bei uns vorlieb nehmen,“ antwortete die alte Frau.

„Aber ich habe nicht den mindesten Hunger. Und Lina lasse ich nicht los.“

„Es hat auch noch Zeit,“ meinte sie.

Endlich kam Bernhard. „Also doch!“ sagte er, als er die beiden Arm in Arm sah. „Dann darf ich ja wohl gratuliren.“ Er schüttelte Waldemar die Hand und gab Lina einen schallenden Kuß. „Ich dachte gleich, daß der Herr Baron sich's nicht abdisputiren lassen würde. Meine Schwester ist aber auch ein Prachtmädel. Kennen Sie sie nur erst, wie ich!“

Nun deckte die Mutter den Tisch. Lina wollte helfen, aber sie ließ es nicht zu. Es lag schon ein reines Tafeltuch bereit; eigentlich war's jedoch nur eine große Serviette, die knapp reichte. Die Teller, die sie hinstellte, zeigten in der Glasur Risse und Schrammen, die Messer und Gabeln mit weißen Hornschalen mochten lange Zeit gebraucht sein, waren aber spiegelblank ge-

scheuert. Dann holte sie in einem Korbe von lackirten Blech einige Brödchen herein, auf einem flachen Schälchen kalten Aufschnitt, auf einem anderen ein paar Stücke gebratener Korbonade, in einer großen Kanne mit bestoßener Schnauze Thee und in einer Obertasse ein wenig Zucker. Von der Kommode nahm sie die zwei Tassen mit Goldaufschrift, wozu auch zwei silberne Theelöffel gehörten. Außerdem stellte sie zwei Töpfchen hin. Zu vergessen ist nicht ein ganzes langes Pfund Butter, das auf einem Teller mit durchbrochenem Rand lag. Es war Alles schon für den eintretenden Fall, wahrscheinlich mit viel Kopfzerbrechen, vorbereitet. Nun überblickte sie den Tisch noch einmal und bat Platz zu nehmen.

Waldemar mußte sich zu ihr auf's Sopha setzen. Lina saß an der schmalen Seite neben ihm auf einem Stuhl, Bernhard gegenüber. So schien's die gute Ordnung zu fordern, die freilich Waldemar nicht ganz gefiel. Die beiden Tassen und Theelöfel waren für das Brautpaar bestimmt. Die bestoßene Schnauze der Kanne kehrte Frau Freitag geschickt sich zu. Der Thee hatte überzogen und schmeckte bitter; doch wurde nur dem Gast Zucker gereicht. Er warf aber Lina ein paar Stückchen in die Tasse. Sie konnte es nicht hindern, versicherte aber an süßen Kaffee und Thee

nicht gewöhnt zu sein; sie würde eine billige Frau werden. Bernhard schien nicht recht zu wissen, was er mit dem zierlichen Brödchen anfangen solle, das doch unmöglich seinen Hunger stillen könne. Frau Freitag gab ihm einen Wink, sich zu bescheiden. Lina bemerkte seine unzufriedene Miene und sagte lachend: „Der arme Junge thut mir doch zu leid. Er braucht sonst ein tüchtiges Stück Schwarzbrod sich zu sättigen. Der Herr Baron wird's ja am Ende nicht übel nehmen. —"

„Wenn ich gemeint bin," fiel Waldemar ein und drohte mit dem Finger, „ich gehöre jetzt zur Familie und möchte dringend bitten, meinetwegen in der gewohnten Lebensweise nichts zu ändern."

Er behauptete sogar, als nun das große Brod aus dem Schrank genommen und auf den Tisch gelegt wurde, er äße selbst mit Vorliebe von dem schwarzen, und bat sich auch eine Scheibe aus. Lina nickte ihm dankend zu. „Es ist ja auch Thorheit," meinte sie, „verstecken zu wollen, daß wir arme Leute sind."

Nach dem Essen blieben sie noch eine Stunde zusammen. Waldemar verging sie nur allzu schnell. Dann konnte ihm doch nicht unbemerkt bleiben, daß Frau Freitag, die mit ihrem Strickzeug bei der Lampe saß, sehr verdächtig nickte. Bernhard hätte sich in der Ecke an den Ofen gesetzt und den Kopf auf die Brust

fallen lassen. Von Zeit zu Zeit raffte er sich gewaltsam auf, um rasch wieder in die vorige Träumerei zu versinken. Auch Lina schien müde zu werden, mindestens lag es an ihr, wenn die Unterhaltung stockte. „Ich muß Dich heut schon fortschicken, Lieber. Wir sind so daran gewöhnt früh schlafen zu gehn und früh aufzustehen. Gute Nacht!"

Er dachte den Abschied möglichst zu verlängern, indem er immer noch einen letzten Kuß verlangte. Die alte Mama wurde schon ungeduldig. „Dies ist aber wirklich der allerletzte," versicherte Lina, schob ihn sanft hinaus und zog die Thüre zu.

Sein Gesicht war erhitzt, sein Blut in Wallung. Draußen beschlug ihn die kalte Luft. Der Himmel war ganz wolkenfrei und sternenhell. Man hatte scharfen Frost zu erwarten. Es fiel ihm nicht einmal ein, die Handschuhe aufzuziehen oder den Mantel zu schließen. Wie ein Nachtwandler ganz geistesabwesend ging er noch lange durch die Straßen. Lina war sein! Er dachte nicht darüber nach, er hielt nur immer ihr Bild vor Augen, versenkte sich träumerisch in das namenlos selige Gefühl ihres Besitzes. Von Zeit zu Zeit lüftete er den Hut, um von der kalten Luft seine heiße Stirn anwehen zu lassen.

Was für ein Tag war das gewesen!

III.

Waldemar erwachte am anderen Morgen mit bösen Kopfschmerzen. Wie er sich auch bemühte, die letzten Vorgänge ganz rein aus der Empfindung des Augenblicks heraus in seine Erinnerung zurückzubringen, es wollte ihm nicht gelingen. Alle seine Vorstellungen behielten etwas Nüchternes, seiner Phantasie fehlte der rechte Schwung über alles Wirkliche hinweg, es lag ihm wie ein bitterer Nachgeschmack auf der Zunge und er vertrieb ihn nicht ganz damit, daß er in Gedanken alle die Freuden wieder aufleben ließ, die er genossen.

Es war ihm zu Muthe, als fehlte ihm etwas. Ein ganz Weniges, gar nicht Bestimmbares, Nennbares — aber es fehlte ihm etwas. Irgend ein Raum in seiner Brust war nicht erfüllt worden von dem allein selig machenden Gefühle der Liebe. Diese Leere quälte ihn um so mehr, als er sie sich nicht erklären konnte. Auch nicht wollte! Es war ja Alles gut und schön, sollte gar nicht anders sein.

Und bei solchem Kopfschmerz, wer ist da seiner völlig mächtig?

Er setzte sich hin, an seine Mutter zu schreiben. Er hielt es für seine Pflicht, ihr anzuzeigen, was nun doch geschehen sei. Er erwartete davon durchaus keine Aenderung ihrer Gesinnung, aber sie mußte wissen, woran sie sei. Er wollte sich auf wenige, im höflichen Tone gehaltene Zeilen beschränken. Das gelang doch nicht. Er mochte in seinem Recht sein, wenn er selbstständig handelte, aber sie hatte Grund ihm zu zürnen. In ihren Augen hatte er einen Fehltritt gethan, und wie sie sah, sahen tausend Andere. Vielleicht nicht nur die Vettern und Basen! Sicher nicht. Die Sache ließ sich ja aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachten — und wie konnte er verlangen, daß auch nur ein Einziger den seinigen theilte? Er versuchte zu erklären, zu begründen und fand dafür keinen kurzen Ausdruck. So beschrieb er Seite nach Seite, immer hoffend, in den nächsten Satz etwas Ueberzeugendes hineinlegen zu können. Endlich mußte er doch unbefriedigt schließen. Er that's mit der Versicherung, daß er nicht aufhören werde, ihr im Herzen ein treuergebener Sohn zu sein. Aber indem er die Worte schrieb, stellte er sich die spöttische Miene vor, mit der seine Mutter sie ungläubig lesen würde — und

er glaubte an ihre volle Wahrheit selbst nicht mehr.

Dann überlegte er die versprochene Verlobungsanzeige. Welche Form sollte er ihr geben? Die in seinen Kreisen gewöhnliche war für diesen Fall unbrauchbar. Die Mutter hätte die Verlobung ihrer Tochter anzeigen müssen, er darunter seine Verlobung mit Fräulein Lina Freitag, einziger Tochter der Wittwe ... Das wäre lächerlich gewesen. Es mußte geschehen, was seine Braut ganz billigerweise verlangte, aber möglichst ohne Ostentation. Mehrmals zerriß er den Entwurf. Endlich schrieb er ganz kurz:

„Lina Freitag,
Privatdocent Dr. Waldemar Friesel,
Verlobte.“

Das genügte und ließ zugleich eine gewisse Rücksicht nicht außer Acht.

Es war noch ziemlich früh am Vormittage, als er das Blatt einsteckte und sich auf den Weg zu Lina begab. Er kaufte wieder Blumen für sie, so schön man sie zu dieser Jahreszeit haben konnte. Auch bei einem Juwelier sprach er vor und wählte zwei goldene Reifen.

Er fand Lina bei einer Näharbeit. Als er eintrat, sah sie wie erstaunt von derselben auf und sagte:

„Bist Du schon wieder da?“ Es sollte wohl schelmisch gemeint sein, klang aber nicht ganz so.

„Freut Dich's nicht?“ fragte er.

„Gewiß! Aber am Vormittag schon . . .“

„Warum nicht? Ich hoffe, wir werden jetzt immer vom Morgen bis zum Abend zusammen sein.“

„Ach —! Das möchte der Mutter doch bald zu viel werden.“

„Der Mutter?“

„Und Dir auch!“ Sie stand erst jetzt auf, legte das Nähzeug ordentlich hin und reichte ihm dann Hand und Mund. „Wie hast Du geschlafen?“

„Schlecht.“

„Ich auch. Ich träumte fortwährend von der Frau Baronin. Wenn sich das Alles erfüllen sollte, was sie mir auf den Weg mitgegeben hat . . .“

„Du bist doch nicht abergläubisch, Lina.“

„Nun . . . Ganz ohne Bedeutung sind die Träume wohl nicht. Und jedenfalls war's doch verdrießlich, daß ich nicht von Dir träumen konnte, so viel Mühe ich mir auch gab. Freilich . . .“ Sie lachte kurz auf und wurde roth, „einmal habe ich schon von Dir ganz ohne mein Gebet geträumt — und das war gar nicht schön.“

„Ich hatte Dich damals gewiß sehr geärgert.“

„Das kann wohl sein. Wenn man doch nicht recht weiß . . .“

„Nun ist's ja auch gar nicht mehr nöthig, daß wir von einander träumen. Unser ganzes Leben soll ein schöner Traum sein.“

Sie sah ihn mit den dunkelblauen Augen fragend an. „Warum ein Traum?“

Er reichte ihr den Strauß. „Im Winter haben die Blumen gar keinen rechten Duft.“

„Und kosten doch so viel,“ sagte sie, ihm die Hand drückend. „Warum machst Du Dir unnütz solche Ausgabe?“

„Aber Schatz —!“

„Ich muß nur gleich zu Anfang Einhalt thun, sonst wird's unvernünftig.“

„Eine solche Kleinigkeit —“

„So mag Dir's scheinen, da Du ein reicher Mann bist. Und wenn Du eine reiche Braut hättest . . . Aber hier hinein paßt's nicht. Man merkt daran nur recht auffällig, wie dürftig alles Uebrige ist, und hält's für sündliche Verschwendung.“

„Wenn Du's so nimmst . . .“

Sie streichelte ihm die Wange. „Das kleinste Knöspchen ist mir auch gerade so lieb, als ein großer

Korb voll Blumen. Am Sonntag, wenn Du durchaus willst . . .“

„Jeder Tag ist ja jetzt ein Sonntag. Du mußt Dir wieder eine Rose vorstecken — es kleidet Dich zu hübsch. Erlaube —“

Sie zog den Strauß fort. „Nein, nein! Es hat gestern schon einen Flecken auf dem Kleide gegeben.“

„Aber wie kann man —“

„Ich behalte lieber den ganzen Strauß in der Hand.“

„Das könnte mir gefallen! Die Hand brauche ich, lieber Schatz.“

Er nahm ihr die Blumen fort und warf sie auf's Fensterbrett — vielleicht heftiger, als sie's verdienten. Die alte Mama setzte sie nach einer kleinen Weile in ein Kaffeetöpfchen.

Ein paar Mal gingen sie schweigend in der Stube auf und ab. Er hatte Lina umfaßt und küßte von Zeit zu Zeit ihre Hand, die sich doch in diesen Beweis von unterwürfiger Zärtlichkeit immer nur nach einem merklichen Zucken schien finden zu können. „Hier habe ich etwas für Dich, was Du wirst gelten lassen,“ sagte er und griff in die Tasche.

Sie wickelte die Ringe aus dem Seidenpapier. „Ach —! Daran hast Du gleich gedacht! Das ist

hübsch!" Sie umarmte ihn und schmiegte sich einen Augenblick an seine Brust. „Du lieber, lieber Waldemar."

Er steckte ihr den Ring an, und sie mußte ihm das Gleiche thun. Nun streckte sie die Hand aus, schloß sie wieder und sah immer darauf. „Aber von so dickem Golde hätte er ja gar nicht zu sein brauchen."

„Er hat lange vorzuhalten!" antwortete er lachend.

Die Mutter mußte den Ring bewundern, der sie sichtlich sehr erfreute. „Und wie gut er paßt!"

„Ich nahm ihn knapp für meinen kleinen Finger," versicherte er. „Eine Prinzessin kann nicht eine niedlichere Hand haben, als Du."

Nun wollte Lina sie gar nicht mehr sehen lassen.

„Ich muß an die Arbeit," sagte sie nach einer kurzen Weile. „Wie kann man so faul werden und nichts als Spielerei treiben!"

Sein Widerspruch nützte nichts. Sie wies ihm den Stuhl gegenüber dem Nähtisch an. „Da bleibst Du sitzen!"

Er schmollte. „Nächstens werde ich wohl um gnädige Erlaubniß bitten müssen, Dich ansehen zu dürfen?"

„Wollen sehen, wie Du Dich führst."

„Aber das ist die reine Tyrannei!"

Sie hatte schon die Nadel in Bewegung gesetzt,

als dürfte sie sich keine Minute versäumen. Eine Zeitlang sah er ihr zu, immer erwartend, daß sie ihm unter den seidenen Wimpern her zublinzeln werde. Dann nahm er ihre Scheere in beide Hände und klappte sie beständig auf und zu. Das beunruhigte sie sichtlich. „Ach, bitte —" sagte sie und griff danach. „Mit einer Scheere muß man nicht spielen."

Da sie sich bei der Arbeit ganz still verhielt, bemerkte er, um doch ein Gespräch anzuregen: „Ich habe die Verlobungsanzeige mitgebracht, Lina."

Sie blickte auf. „Ist sie schon in der Zeitung?"

„Wie wäre das möglich? So aber soll sie abgedruckt werden. Ist Dir's recht?"

Sie nahm das Blatt und sah lange darauf, viel länger, als zum Lesen nöthig war.

„Ich heiße eigentlich Karoline," sagte sie dann und gab's zurück.

„Aber Lina klingt so viel hübscher."

„Nun — wie Du willst."

Sie nahm wieder ihre Arbeit auf. „Was ist eigentlich ein Privatdocent?" fragte sie, nachdem die Nadel ein Dutzend Mal eingesteckt und ausgezogen war.

Er erklärte ihr's.

„Bekommst Du etwas dafür?"

„Nein — aber ich brauch's zum Glück auch nicht."

„Das ist doch nicht gut, daß Du ohne Lohn arbeitest. Man wird's für nichts Rechtes halten."

„Darüber sei außer Sorgen. Wer etwas davon versteht —"

„Freilich, ich verstehe nichts davon."

Wieder nach einer kleinen Pause fragte sie. „Nennt ihr euch von dem Gut Bornholm, oder nennt das Gut sich nach euch?"

Er merkte, worauf sie zielte. „Unser Geschlecht stammt von der Insel Bornholm," antwortete er. „Meine Vorfahren waren dort seit unvordenklicher Zeit freie Bauern."

„Bauern?"

„So muß man's nennen — freie Herren auf ihrem Besitz, übrigens auch gelegentlich Seeräuber. Einer von ihnen wurde aus der Heimath vertrieben, nahm hier Kriegsdienste, wurde Oberst über ein Regiment und erhielt für seine Soldforderung Land angewiesen. Er nannte sein Gut Bornholm und sich selbst Friesel-Bornholm. Das bedeutete ursprünglich nichts anderes als Friesel von Bornholm."

„Und Du willst jetzt meinetwegen nicht mehr von Bornholm heißen."

„Meiner Mutter und Schwestern wegen, Lina. Wenn Du aber Gewicht darauf legst —"

„Nein, nein! ich frage nur.“

„Und die Anzeige darf also in die Zeitung?“

„Ich habe nichts dagegen.“ Sie legte einen Augenblick das Nähzeug in den Schooß. „Ich möchte sie Dir gern ganz ersparen, aber es geht nicht an. Ich bestehe nicht aus Eitelkeit darauf und deshalb ist mir's in soweit gleich, ob Du Dich Baron nennst oder nicht. Ich stutzte nur, weil es doch wohl einen Grund hat, daß Du Dich in dieser Anzeige neben mir nicht so nennst. Das kannst Du mir nicht verdenken.“

„Gewiß nicht,“ versicherte Waldemar, doch ein wenig verstimmt. „Ist's nicht aber klug, möglichst wenig Aergerniß zu geben? Es wird so schon groß genug sein.“

„Ich fürchte, es wird noch größer, wenn Jeder merkt, daß der Herr Baron nicht betheiligt sein möchte.“

„Das merkt aber nicht Jeder. Ich bin dem großen Publikum so unbekannt wie Du. Der enge Kreis, den es angeht, ist dankbar für die Rücksicht auf ein Vorurtheil, das ich nicht billige, aber gelten lassen muß.“

Sie nickte ihm zu und nahm die Arbeit wieder auf.

Eine Einladung zum Mittag erfolgte nicht. Waldemar verabschiedete sich daher mit der Erklärung, daß er schnell noch das Inserat in die Expedition der

Zeitungen besorgen wolle. Für den Nachmittag schlug er einen Spaziergang vor, womit Lina einverstanden war.

Er wählte drei große Zeitungen, vermied aber solche, die in aristokratischen Kreisen gehalten zu werden pflegten. Auch das schien ihm eine schuldige Rücksicht.

Am andern Vormittag konnte er Lina die Belegexemplare überreichen. Die Verlobung war nun publicirt.

Sie bezeigte ihre Freude darüber, indem sie jedes Blatt besonders musterte, auch aus dem einen die Anzeige sorgsam mit der Stickscheere herausschnitt und in ihr Gesangbuch bei dem Liede „Befiehl du deine Wege —" einlegte. Wenn Waldemar aber gehofft hatte, daß nun jede Zurückhaltung schwinden und Lina ganz die zärtlich ergebene Braut sein werde, die er sich geträumt, so war er in großem Irrthum. Ihr Benehmen blieb sich ganz gleich. Sie duldete wohl eine Weile seine Liebkosungen mit aller Freundlichkeit, erwiederte sie aber mit einer gewissen Vorsicht, als ob sie stets auf der Hut sein müsse, seine Dreistigkeit nicht herauszufordern. Ganz und gar nicht hatte er's mit einem Gretchen oder Klärchen zu thun, und noch weniger gab Lina sich Mühe, ihm so erscheinen zu

wollen. Sie sah kein überirdisches Wesen in ihm, dem sich hinzugeben Wonne sei, und fand es offenbar nur in der Ordnung, daß er sich um sie bemühte und auch für die seltener gewährte Gunst dankbar bewies. Er hätte sie gern wärmer, hingebender gehabt, aber es konnte ihm doch nicht entfernt einfallen, ihr Berechnung oder gar Koketterie Schuld zu geben. Sie war eben, wie sie war. Es lag nicht in ihrer Art, sich leidenschaftlich zu erhitzen, die Gewalt über sich zu verlieren. Sie hatte offenbar kein Verständniß dafür, daß man sich stundenlang mit Küssen und Herzen auf's Beste unterhalten und an gar nichts weiter denken könne, als wie man einander seine zärtliche Neigung beweise. Wenn er sich darüber beklagte, äußerte sie wohl verwundert: „aber wie schickt sich das für ehrsame Brautleute? Es versteht sich doch von selbst, daß die einander gut sind.“ Am Liebsten war's ihr, wenn er sie bei der Arbeit sitzen ließ und mit ihr plauderte. Auch beim Spazierengehen — er meinte sie da den Augen der Mutter entzogen und ganz für sich zu haben — hing sie sich nicht an seinen Arm, wie er wünschte. „Wie sieht denn das aus?“ Sie legte nur die Hand darauf und bewahrte einen gewissen Abstand. „Es ist ja genug, wenn man sieht, daß wir zu einander gehören.“

Sie ist doch ein recht scheues Vögelchen, dachte er; es wird sich mit der Zeit schon geben: die Festung, die sich auf den ersten Sturm erobern läßt, ist auch nicht die stärkste. Wenn wir erst Mann und Frau sein werden . . . Das kann ja nicht mehr lange dauern.

Schon am dritten Tage bat Lina ihn, Vormittags lieber nicht zu kommen. Es sei der Mutter zu viel. Und er werde doch gewiß auch zu arbeiten haben. Sie wolle es nicht zu verantworten haben, daß er ihretwegen so viel Zeit mit Nichtsthun vergeude. Und wenn er abends für sich ein Buch mitbringen wolle, so würde sie sich ganz still verhalten, damit er nicht im Studiren gestört werde. Er lachte sie aus. „Da käme viel in den Kopf hinein, wenn ich die Augen und die Gedanken immer bei Dir hätte!" Aber wie solle das den später werden, wendete sie ein, wenn sie verheirathet wären?

Eines Morgens ziemlich früh, bald nach der Veröffentlichung der Verlobung, klopfte Professor Butze bei Waldemar an. „Ich muß nur zu Dir kommen," sagte er. „Da Du mich vergessen zu haben scheinst oder von mir nichts wissen willst. Ist das eine Art, den Freund erst aus der Zeitung erfahren zu lassen, daß Du in aller Form verlobt bist?"

Waldemar war verlegen. „Du hattest ja Kenntniß davon, was bevorstand."

„Pah! Aber daß die Sache wirklich fix und fertig geworden sei —"

„Und wie Du Dich dazu gestellt hast . . ."

„Wie habe ich mich dazu gestellt? Ich konnte doch Deine Mutter nicht abweisen. Und dann habe ich ernstlich abgerathen, das ist wahr, die Freundespflicht gebot es. Nun aber ist doch so wenig für Dich ein gesunder Grund, darüber empfindlich zu sein, daß ich Dir einen klugen Rath gab, als für mich darüber, daß Du ihn nicht befolgtest. Ich rechne mit der vollendeten Thatsache."

„Die Dir doch nicht gefällt."

„Das ist gleichgiltig. Uebrigens weiß ich selbst noch nicht, ob sie mir gefallen kann. Das hängt jetzt nicht mehr von ihr selbst ab — daran ist nicht zu rütteln und soll nicht gerüttelt werden — sondern davon, wie mir Deine Braut zusagt. Es kann ja sein, daß Du wirklich das große Loos gezogen hast, nachdem Du den Einsatz wagtest, und darüber würde ich mich von Herzen freuen. Du zweifelst doch nicht daran?"

„Die Ansprüche sind so verschieden —"

„Es ist ja auch nicht von den meinigen die Rede.

Ich stelle mich rückhaltlos auf den Boden, den Du gewählt hast. Uebrigens . . ." er nahm seine Hand und schüttelte sie kräftig, „ein ganzer Kerl bist Du, das müßte Dir selbst Dein Feind lassen. Es gehörte in Deiner Lage ein gut Stück Heroismus dazu, so gründlich durchzugreifen. Mag man sagen, was man will, das Herz hast Du auf dem rechten Flecke, und das weiß ich zu schätzen."

Waldemar blieb zurückhaltend. „Hat meine Mutter an Dich geschrieben?" fragte er mißtrauisch.

Erich sah ihn etwas verdächtig an. „Wie kommst Du darauf? Uebrigens . . . Nein! Deine Mutter hat nicht an mich geschrieben. Aber merkwürdigerweise habe ich ein Billet von Bettina erhalten. Ich! Verehrter Herr Professor — und so weiter."

„Was und so weiter?"

„Nun — eine Liebeserklärung war's natürlich nicht. Du kannst Dir denken, daß sie Deinetwegen aufrichtig besorgt ist und sich deßhalb an mich wendet. Sie hat ein so gutes Herz und verhältnißmäßig wenig Schrullen. Sie meint, es sei doch recht traurig, daß zwischen Dir und Deiner Mutter das Band für immer zerrissen sein solle. Wenn zwei Personen, von denen die eine ihr, die andere Dir nahe stünde, im Verkehr mit einander blieben, könnte vielleicht einmal der

richtige Moment zur Vermittelung abgepaßt werden."

Waldemar wiegte den Kopf. „Warum eilt sie denn so damit?

„Warum? Ja, auch das will ich Dir nicht vorenthalten — auf die Gefahr hin, Deinen Argwohn noch mehr zu stacheln. Sie schreibt etwas mystisch..." Er zog den Brief vor und las: „Rückgängig zu machen ist der Schritt nicht mehr, aber es ist nur der erste, und wenn auch noch weitere auf der abschüssigen Bahn folgen sollten, da einmal der Anlauf genommen ist — vielleicht läßt sich wenigstens der letzte freundschaftlich hindern. Sie sollten es nicht unversucht lassen. — Wörtlich so."

„Der erste —? Der letzte —? Sie meint . . ."

„Zerbrechen wir uns darüber nicht den Kopf, Liebster."

„Du kommst aber doch deßhalb."

„Nein, ich komme nicht deßhalb. Der Brief wurde mir abgegeben, eben als ich auf die Straße treten wollte, zu Dir zu gehen, und ich laß ihn eiligst noch im Flur. Wie wenig ich mit dieser weiblichen Intrigue zu thun habe, beweist am besten der Umstand, daß ich sie ohne Nöthigung verrathe. Es wäre mir wirklich lieb, Dich überzeugen zu können, daß ich — nachdem

einmal der erste Schritt trotz meiner Abmahnung gethan ist — freundschaftlich mit Dir gehe bis zum letzten, der seine nothwendige Folge ist . . . es wäre denn, daß Du Grund hättest, vor mir versteckt zu halten, was Du Dein Glück nennst."

„O—!" rief Waldemar, „der ganzen Welt könnte ich es dreist zeigen."

„Da ich ein Stück von ihr bin," sagte der Professor, „so hoffe ich, mindestens nicht ausgeschlossen zu sein. In allem Ernst: es war meine Absicht, Dich zu bitten, mich mit Deiner Braut bekannt zu machen."

„Du wolltest . . ."

„Ich werde ja doch später in Deinem Hause verkehren — und Du brauchst auch bei der Trauung einen guten Mann. Da ist's doch nur in der Ordnung, daß ich schon Deiner Braut kein Fremder bin. Willst Du mich einführen? Ich verspreche Dir, jede Rücksicht zu nehmen, die durch die besonderen Verhältnisse geboten ist."

Waldemar war überwältigt. Er fiel dem Freunde um den Hals und drückte ihn an's Herz. „Es ist Alles zwischen uns, wie es war," sagte er in freudigster Erregung.

„Gewiß," versicherte Erich.

Dann sprachen sie über gleichgiltige Dinge. —

Frau Freitag zeigte doch ein recht bedenkliches Gesicht, als Waldemar bei nächster Gelegenheit um die Erlaubniß bat, seinen Freund einmal mitbringen zu dürfen. „Wir sind auf dergleichen Besuch so gar nicht eingerichtet," meinte sie. „Es wird den Herrn Professor nur geniren."

„Das fürchten Sie nicht," entgegnete er. „Erich ist ein Mensch, der sich auch in das Ungewohnte leicht findet. Und er weiß ja, was er zu erwarten hat."

„Aber auch uns —" ergänzte Frau Freitag. „Es würde ja doch bei dem einen Besuch nicht bleiben sollen."

„Allerdings. Aber zu häufig würde er sich gewiß nicht wiederholen. Dafür würde ich selbst schon sorgen, da ich doch am liebsten mit Lina allein bin. Geben Sie nach, Mamachen."

Die alte Frau blickte im Zimmer um, als ob sie ihr Mobiliar mustern wollte. „Was denkst Du davon, Lina?" fragte sie.

„Ich denke, daß der Herr Professor Butze neugierig ist, mich kennen zu lernen," antwortete Lina, „und das ist eigentlich ganz natürlich. Denn wenn er Waldemars bester Freund ist, so kann ich ihm doch nicht gleichgiltig sein."

Waldemar küßte ihr die Hand.

„Eine andere Frage ist nur," fuhr sie fort, „ob Du bei ihm mit Deiner Braut Ehre einlegen wirst. Es sieht nicht Jeder mit Deinen verliebten Augen."

„Das würde ich mir auch sehr verbitten," drohte Waldemar.

„Dann aber bleibt nicht viel von mir übrig," sagte sie ganz einfach, „besonders für einen Professor."

Das wollte er nicht wahr haben und erging sich in Lobeserhebungen ihrer Klugheit und geschickten Ausdrucksweise.

„Sei nur ganz still!" fiel sie ihm in's Wort. „Ich merk's schon oft genug, daß ich selbst Dir wenig genüge. Ja, wenn ich mich immer küssen ließe . . ."

Er schloß ihr den Mund mit einem langen Kuß. Der Besuch des Professors wurde bewilligt.

Lina setzte sich an die Arbeit.

„Sage mir nur in aller Welt," fragte er nach einer Weile, „warum Du unausgesetzt so unmenschlich fleißig bist."

„Ja — ich muß mir doch meinen Unterhalt verdienen," antwortete sie wie verwundert darüber, daß ihm etwas so Selbverständliches nicht einfiel.

„Du arbeitest für Fremde?"

„Natürlich!

„Auch jetzt —?"

Sie zeigte ihm lachend die weißen Zähne. „Ja, meinst Du denn, daß ich von der Liebe lebe? Und Du willst doch auch zum Abendbrod etwas vorgesetzt haben."

„Lina —!"

„Das ist ja auch gar nicht so schlimm. Und ich arbeite noch einmal so gern, wenn es Dir bei uns schmeckt. Nur auf großes Traktement können wir uns nicht einlassen, denn die Läden bezahlen recht schlecht."

„Aber Du bist jetzt meine Braut, und ich kann verlangen, daß Du Dir nicht mühsam bei Fremden erwirbst, was ich Dir mit größtem Vergnügen —"

„Davon darf gar nicht die Rede sein," unterbrach sie ihn mit aller Entschiedenheit. „Ich nehme nichts von Dir an."

„Dann aber die Mutter —"

„Das wäre doch dasselbe," bemerkte Frau Freitag. „Nein, Sie müssen uns schon in unserer Armuth lassen, die uns viel weniger drückend ist, als das Gefühl, Wohlthaten anzunehmen."

„Wohlthaten! Wie sprechen Sie doch! Bin ich Ihnen ein Fremder? Und ist es nicht gerade mir selbst die reichste Wohlthat, wenn ich Sie außer Sorge weiß und Lina ganz für mich habe?"

Die alte Mama ließ sich so nicht überzeugen.

„Es giebt so häßliche Verhältnisse," sagte sie; an die möchten wir nicht erinnert werden."

Lina bückte den Kopf tiefer über ihr Nähzeug.

Waldemar selbst fühlte sich beunruhigt. „Wie kann man an so etwas denken! Lina ist ja doch bald meine Frau —"

„Dann ist sie Ihre Frau, Herr Baron."

Sie schien diese Anrede absichtlich zu wählen. Es verdroß ihn. „Die künftige Frau Baronin kann nicht früh genug der kleinbürgerlichen Misere enthoben sein, denke ich," sagte er.

Das nahm sie nun übel. „Wir haben uns bisher ganz wohl darin befunden," entgegnete sie nicht ohne Schärfe und Lina warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu.

Er sah ein, daß er sich verlaufen hatte. „Aber, beste Mama," bat er, „verstehen Sie mich doch nur recht. Ist es nicht wirklich eine kleinliche Aengstlichkeit, dem besten Freunde nichts schuldig sein zu wollen? Nicht einmal so wenig! Denn was wäre mir das, wenn ich Sie in den Stand setzte, eine hübsche kleine Wohnung zu beziehen, sich einen Dienstboten zu halten und Ihre Lebensweise auf ein weniger bescheidenes Maß zu setzen? Es versteht sich ja doch von selbst, daß ich mir später mein Sohnesrecht nicht nehmen lasse."

„Ich habe noch zwei Söhne," erwiderte sie, „die ihre alte Mutter nicht verlassen werden. Aber Sie sollen mich gar nicht zu stolz finden, auch dem dritten etwas zu verdanken. Nur jetzt . . . Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht mehr davon." —

Professor Butze begleitete Waldemar sehr bald zu seiner Braut. Unter den Freunden war es zu einer vollständigen Aussprache gekommen. Er war auf alle Eigenheiten der Mama und Lina's vorbereitet. Die würdige Art, wie die alte Frau ihn empfing, nachdem sie sich einmal mit seinem Besuch einverstanden erklärt hatte, gefiel ihm sehr. Lina überraschte ihn sichtlich durch ihre anmuthende Erscheinung. Er reichte ihr die Hand und bat sie, ihm freundschaftlich zu vertrauen. Eine gute Stunde saß er bei dem Paar und führte geschickt die Unterhaltung in solcher Art, daß Lina veranlaßt war, sich zu äußern. So sehr widmete er ihr seine ganze Aufmerksamkeit, daß ihn die Umgebung gar nicht zu interessiren schien. Frau Freitag vergaß alle Verlegenheit. Als er sich empfahl, war man seines Lobes voll.

Am andern Morgen suchte Waldemar ihn auf. „Nun — was sagst Du zu meiner Braut?" fragte er fast unmittelbar nach dem Eintreten.

„Ich darf Dir gratuliren," antwortete der Professor.

„Diese Augen — dieses liebliche Gesicht — diese zierliche Gestalt ... Aber das ist's doch nicht. Es könnte auch eine Verirrung erklärlich machen. Ihr ganzes Wesen kennzeichnet die Gediegenheit ihres Charakters auf den ersten Blick, und jede Minute längeren Beisammenseins vervollständigt ein Bild, das man liebgewinnen muß."

„Ich danke Dir," sagte Waldemar befriedigt. „Zwar hab' ich Dein Urtheil nicht anders erwartet, aber es freut doch, gerechtfertigt in den Augen des Freundes dazustehen."

„Ich kann natürlich meine gute Meinung von Deiner Auserwählten nicht abschließend begründen," lenkte Erich sanft ein. „So viel aber ist mir schon jetzt gewiß, daß Du in ihr eine ebenso brave, als schöne Frau heimführen wirst. Ich kann nur wünschen, daß Du darüber nie vermissen möchtest, was ihr nothwendig fehlen muß."

Waldemar sah überrascht auf. „Was wäre das?"

„Der freie Blick in's Leben, die Ungebundenheit der Empfindungen, die sorglose Heiterkeit des Gemüths, wie sie den Schooßkindern der Gesellschaft eingegeben sind. Diese Eigenschaften mögen da, wo sie angetroffen werden, für sich kein Verdienst beanspruchen dürfen, aber ihr Dasein erleichtert ein harmonisches Zusammen-

wirken in der Ehe nicht wenig. Ich will nicht behaupten, daß ihr Fehlen es unmöglich macht; aber es mag nicht ganz leicht sein, sich ihren Ersatz stets gegenwärtig zu halten. Es ist ja so selbstverständlich, daß eine enge Häuslichkeit, eine pedantische Erziehung, eine kümmerliche Ausbildung der natürlichen Anlagen, eine stete Rücksichtnahme auf beschränkte Verhältnisse — selbst die sittliche Nöthigung, sich des guten Rufes wegen vor der geringsten Ausschreitung zu bewahren, der an sich liebenswürdigsten Persönlichkeit in unseren Augen etwas Gedrücktes geben müssen. Es kann durch Klugheit und natürliche Offenheit des Charakters gemildert, aber nicht ganz aufgehoben werden."

Waldemar fühlte, daß er Recht hätte. Freilich wäre es ihm lieber gewesen, wenn Erich diese Ausstellung hätte zurückhalten können. „Meinst Du nicht," entgegnete er, die Stirn in Falten ziehend, „daß gänzlich veränderte Lebensverhältnisse einen plötzlichen Umschwung zu bewirken im Stande sind oder daß wenigstens die freiere Entwickelung durch Eingewöhnung in dieselben rasch nachgeholt werden kann?"

Der Professor zuckte die Achseln. „Ich will's nicht durchaus in Abrede stellen. Obgleich . . . nichts ist gewiß für unsere ganze Lebenshaltung nachwirksamer, als unsere früheste Jugendzeit. Aber nachzu-

helfen ist da gewiß. Deßhalb spreche ich eben davon. Es muß jetzt Deine Hauptaufgabe sein, in dieser Richtung auf Lina einzuwirken, sie, nachdem Du sie angezogen hast, nun auch mit Dir zu ziehen. Blickt sie nur erst einmal über den Gesichtskreis hinweg, der jetzt alle ihre Vorstellungen einengt, so ist schon viel gewonnen. Gelingts irgend einem weiblichen Wesen, sich über das durch äußere Umstände gegebene Maß zu erweitern, so muß es ihr gelingen! Dann wäre mir's über jeden Zweifel, daß sie Dich dauernd beglücken könnte."

„Es wird ihr mit meinem Beistand gelingen," versicherte Waldemar nachdenklich. „Wäre sie nur erst meine Frau! Jetzt freilich . . ."

„Ich gebe es zu, Dein Einfluß wird dann stärker sein," sagte Erich, nachdem er ein paar Sekunden auf die weitere Erklärung gewartet hatte. „Und wenn kein Drittes wäre, würde ich selbst dazu rathen, die Hochzeit zu beschleunigen."

„Welches Dritte?"

„Es scheint mir sehr wünschenswerth, daß Lina, bevor sie Deine Frau wird, eine zeitlang gleichsam in freiere Luft kommt —"

„Wie das?"

„— für ihre Bestimmung vorbereitet wird.

Selbstverständlich müßtest Du Dich so lange von ihr trennen; sie würde sich ganz mit ihrer Ausbildung beschäftigen, sich in einem feineren Umgangskreis einleben müssen. Aber ein Jahr könnte genügen."

„Ein Jahr! Unerhörte Zumuthung! Und Lina in einem Pensionat für höhere Töchter — ha, ha, ha!"

„Nicht doch. Es müßte mehr auf sie gewandt werden. In der Schweiz giebt es Geistliche —"

„Ich bitte Dich," fiel Waldemar, noch immer lachend, ein, „gieb Dir keine Mühe, den wunderlichen Plan auszuarbeiten. Lerne Lina nur erst näher kennen!"

Er brach das Gespräch ganz ab, das ihn zu peinigen anfing. An den folgenden Tagen betheiligte Erich sich öfters bei dem Spaziergange, indem er das junge Paar wie zufällig traf, wiederholte auch seinen Besuch. Lina gab sich in seiner Gegenwart ganz offen. Auf der Straße blieb sie gern vor den Schaufenstern stehn und musterte die ausgestellten Herrlichkeiten, ohne doch je den Wunsch zu verrathen, etwas davon besitzen zu wollen. Sie knüpfte nur ihre Bemerkungen daran und gewann so Stoff zur Unterhaltung. Einmal, als sie vor einem Putzladen stand, und einen Hut mit langer Feder bewunderte, machte sie Waldemars Bitte, ihn ihr sogleich kaufen zu dürfen, ganz böse. „Als ob ich ein

Kind sei, das alles haben muß, was es sieht und hübsch findet! Was sollte ich wohl mit dem Hute?" Brachte Erich das Gespräch auf allgemeinere Dinge, die nicht in den Grenzen der nächsten Erfahrung lagen, so betheiligte sie sich bald gar nicht mehr dabei und schien nicht einmal aufzupassen, wenn die beiden Männer es fortsetzten. Auf eine Frage antwortete sie einmal: „Ich verstehe nichts davon und begreife auch nicht, wie man etwas davon verstehen kann. Dummes Zeug mag ich nicht reden."

IV.

Bei ihrem allabendlichen Beisammensein, auf dem Waldemar trotz anfänglichem Widerspruch der Mama bestanden hatte, vergingen nun die Stunden mitunter recht langsam. Es war schwer, sie mit etwas zu füllen, das jedem Theil angenehm war. Hätte er mit Lina auf dem alten Sopha sitzen, oder auch nur Arm in Arm im Stübchen auf und abgehen und von Zeit zu Zeit in einer halbdunkeln Ecke stehen bleiben können, er wäre ganz zufrieden gewesen und würde sich über Langeweile nicht beklagt haben. Aber dazu war sie immer nur für Minuten zu bewegen. Er bringe ihr das Haar in Unordnung, oder zerdrücke ihr den Strich, behauptete sie scherzhaft zwar, aber doch nicht nachgiebig. Es ist wahr, er trieb gern allerhand Spielereien, huschte mit der Hand über die krausen Stirnhaare hin, oder zog ihr die Nadeln aus dem Zopf, daß dann die langen Flechten über den Rücken fielen. So gefalle sie ihm gerade am besten, versicherte er; sie konnte das aber nicht begreifen: vor

zehn Jahren habe sie wohl so die Zöpfe lang getragen, und da sei's an der Zeit gewesen. Aber in ihrem Alter —! Sie ging auch jedesmal in die Schlafstube und stellte die gute Ordnung wieder her. Inzwischen mochte er sich mit der Mama unterhalten. Saßen sie bei der Lampe, so mußte sie immer mit Handarbeit beschäftigt sein. Ihm wurde die Cigarre gestattet, aber das war ihm ein geringer Trost. Er sollte etwas erzählen. Wo aber zuletzt den Stoff hernehmen? So saß er denn meist still in der Sophaecke und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. „Du könntest uns doch etwas vorlesen," sagte Lina einmal, als wieder eine halbe Stunde in tiefstem Schweigen vergangen war. „Du hast gewiß viele sehr schöne Bücher in Deinem Besitz."

Das war eine Gedanke. Ja, lesen! Damit wurde zugleich der Zweck erfüllt, den Erich so stark betont hatte: bildend zu wirken. Er hatte nur selbst den Vorschlag nicht gewagt, um sich nicht in den Verdacht zu bringen, daß er eine äußere Anregung brauche. Gewiß besaß er mancherlei „schöne" Bücher, und gleich am folgenden Tage suchte er das schönste aus, um die Lektüre zu beginnen.

„Du mußt nur fragen, Liebchen, wenn Dir etwas nicht auf der Stelle verständlich ist," bat er sich's aus.

„Ich lese den Satz gern noch einmal, oder erkläre Dir seine Bedeutung.“

„Das will ich mir gern gesagt sein lassen,“ antwortete sie. „Ich freue mich schon sehr darauf, aus so einem Buche etwas Neues zu erfahren.“

Nun las er mit vielem Eifer und gutem Ausdruck in die Abhandlung hinein, die ihn selbst, obgleich er ihren Inhalt noch nicht vergessen hatte, lebhaft interessierte. Er las Seite nach Seite, aber sie fragte nicht. Er gelangte an Stellen, die ihn selbst schwierig dünkten — aber sie unterbrach ihn nicht, sondern zog gleichmäßig den Faden aus und fädelte, wenn er vernäht war, die Nadel wieder ein. Wiederholt sah er über das Buch hin; von ihrem Gesicht ließ sich nicht ablesen, wie weit sie folgte. Endlich nach einer Stunde glaubte er zu bemerken, daß ihr die Augenlider auffallend matt herunterfielen. Auch das Klappern der Stricknadeln der alten Frau hatte aufgehört. Er blickte flüchtig zur Seite. Sie saß in den Stuhl zurückgelehnt, das Strickzeug im Schooß und schlief. Er las unwillkürlich leiser und hörte dann kopfschüttelnd ganz auf. Lina schien es eine Minute lang gar nicht einmal zu bemerken. Dann raffte sie sich auf und fragte mit recht müden Augen: „Ist's schon zu Ende?“

„Was habe ich zuletzt gelesen?“ fragte er, mehr belustigt als geärgert.

„Ehrlich gestanden, das weiß ich nicht,“ antwortete sie.

Es war ihm doch zu lockend, das improvisirte Abendschläfchen der Mama zu benutzen und sich ein paar Küsse abzuholen. Er schob sich deshalb auf ihren Stuhl, umfaßte Lina und trieb sie bald zur Abwehr gegen seine Liebkosungen. Nun schreckte auch die alte Frau auf. „Was giebt's — was giebt's?“ Sie wischte sich die Augen aus. „Ich glaube, ich habe ein Weilchen genippt. Aber lesen Sie doch weiter.“

„Wie weit bist Du mitgegangen, Lina?“ fragte er.

„Ach Gott!“ entgegnete sie, „ich habe nicht ein Wort von alledem verstanden. Was kann das auch einen Menschen angehen?“

„Aber Du solltest doch fragen.“

„Ja, was sollte ich fragen? Es waren so lange Sätze, daß ich am Ende immer schon den Anfang vergessen hatte. Es wäre mir auch nicht möglich gewesen, die Worte zu wiederholen. Zuerst paßte ich wohl auf, aber nach der ersten Seite war mir's gewiß, daß alle Mühe vergeblich sein würde, und da —“

„Ließest Du mich getrost weiterlesen. War das recht?“

„Du hattest doch etwas zu thun. Verstehst Du denn das Alles?"

„Ich meine doch; und es ist eigentlich auch gar nicht schwer." Er suchte ihr den Inhalt näher zu bringen. „Morgen wird's besser gehen."

Es ging aber nicht besser. Er wählte leichtere und immer leichtere Lektüre, ohne doch Beifall zu ernten. Es fehlten überall die nothwendigen Voraussetzungen für ein genußreiches Verständniß. Eines Tages legte Lina ein Päckchen zerlesener Hefte vor ihn hin. „Lies uns das," bat sie. „Bernhard hat's geliehen und mitgebracht. Es soll sehr schön sein und an manchen Stellen so gruselig, daß man die ganze Nacht nicht schlafen kann."

Er hatte einen richtigen Kolportage-Roman in der Hand, dessen Titel schon die Mache charakterisirte. Vor der Zumuthung, sich damit viele Abende beschäftigen zu sollen, innerlich zurückschaudernd, ergab er sich doch in sein Schicksal und bemühte sich nur, durch starken Auftrag die Geschmacklosigkeit der Erfindung und die Lächerlichkeit der pathetischen Schreibweise recht deutlich in's Licht zu stellen. Aber der Erfolg entsprach gar nicht seinen Erwartungen. Lina nahm an der Geschichte den lebhaftesten Antheil. Da waren doch gute und schlechte Menschen geschildert — die

Guten so gut, daß ihnen Bewunderung nicht fehlen konnte, die Schlechten so schlecht, daß sie des Abscheus werth waren und laute Entrüstung hervorriefen. Und wie spannend war nicht die Erzählung. Eigentlich fing sie drei oder viermal an, indem immer neue Fäden eingeschlagen wurden, und immer wieder brach sie da ab, wo irgend etwas ganz Außerordentliches in Aussicht stand. Schwülstige Reden wechselten mit krassen Schilderungen ab; überall waren die Farben grell und ohne Vermittelung aufgetragen; Waldemar machte die sonderbare Erfahrung, daß ein Wesen von so viel ursprünglicher Natürlichkeit der Empfindung und Denkart, von so viel praktischem Sinn und so viel Verständigkeit des Urtheils in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen gerade in solcher Unnatur eine höhere Welt erkennen konnte und, was ihn noch stutziger werden ließ, auch sogar die sonst so sichere sittliche Schätzung verlor. Der Liebhaber im Roman eroberte ihr Herz. „Aber wenn ich so zu Dir sprechen würde," konnte Waldemar sich nicht enthalten einzuwerfen, „was würdest Du davon denken?"

„Ach —! Das wäre sehr lächerlich," antwortete sie. „Aber die da sind ja auch ganz andere Menschen — und es ist ja doch Alles nicht wahr."

Ihm wurde recht weh zu Muth, wenn er Abends

nach Hause ging. So weit hatte er sich die Kluft zwischen seinem und ihrem Bildungsgrade gar nicht gedacht. Wo sollte die Brücke geschlagen werden? So weit ließ sich kein Bogen spannen. Freund Erich hatte doch wohl recht: Lina bedurfte einer systematischen Vorbereitung für ihre neue Lebensstellung.

Das zeigte sich ihm auch, wenn er sie Sonntags in die Museen führte, hier freilich noch in anderer Weise. Die Kunst als solche kam eigentlich für sie gar nicht in Frage. Was sie anzog, war immer der Gegenstand der Darstellung, sofern er an eine Wirklichkeit erinnerte, und was sie abstieß, wieder der Gegenstand, der sich in zu idealer Nacktheit gab. Die menschliche Gestalt in ihrer natürlichen Schönheit genirte sie sichtlich; an Bildern solcher Conception zog sie ihn immer rasch fort, wenn sie es nicht gar als eine Beleidigung empfand, daß er sie daran zu fesseln versuchte. Die antiken Skulpturen bereiteten ihr ein Aergerniß. „Es müßte gar nicht erlaubt sein, so etwas öffentlich hinzustellen. Man muß sich ja die Augen aus dem Kopfe schämen.“ Seine Bemühungen, sie mit den mythologischen Beziehungen bekannt zu machen, erwiesen sich als ganz vergeblich.

Der gemeinsame Theaterbesuch war ein erlaubtes Vergnügen. Doch hatte die Wahl der Stücke ihre

Schwierigkeit. Was Lina befriedigen sollte, mußte entweder viel zum Weinen oder viel zum Lachen bieten. Was in der Mitte stand, erregte ihr leicht Langeweile. Recht gern hörte sie die Oper, besonders wenn sie viel Abwechslung für's Auge bot; nur ärgerte sie jedesmal das Ballett der kurzen Röckchen wegen. Uebrigens war sie nicht zu bewegen in einer Loge Platz zu nehmen. Ihre Kleidung sei dazu nicht passend. Und sie wollte sich auch nicht darauf angaffen lassen, was der Baron Friesel-Bornholm sich für eine Braut ausgewählt hätte. Am wohlsten war's ihr auf irgend einer zweiten oder dritten Gallerie, wo sie beide von Niemand gekannt wurden. Es sei ja da auch billiger und das Vergnügen doch genau dasselbe. Professor Butze schloß sich an solchen Abenden meist an.

Das Weihnachtsfest war vor der Thür. Endlich hoffte Waldemar seiner Schenklust ein volles Genüge thun zu können. Er ging von Laden zu Laden und machte seine Einkäufe in großem Stil. Die vollständige Garderobe für eine vornehme junge Dame wählte er aus, jedes Stück darin reichhaltig vertreten. Als der Heiligabend herankam, bat er sich ein Weihnachtsbäumchen mit vielen Lichtern aus. Sie seien doch nicht mehr Kinder, meinte Lina. Aber er bestand darauf. „Noch besser ist's, Ihr kommt zu mir," schlug

er vor, „ich habe größere Räume zur Verfügung und kann dann auch Erich einladen, der sonst von dem Fest nichts hat.“ Frau Freitag gab diesmal schneller nach, als er erwarten durfte. Sie wollte ihr Stübchen zum ersten Feiertag recht ordentlich haben und konnte sich mit dem Tannenbaum darin nicht befreunden.

So bereitete Waldemar denn Alles zum Empfang der lieben Gäste vor. Lange schon hatte er sich nicht so heiter gefühlt, als da er nun die Wachslichter aufsteckte und die vergoldeten Nüsse an die Aeste band. Für Jeden war ein Tischchen aufgestellt, für Lina aber eine ganze Ecke des großen Zimmers in Beschlag genommen. Da Bernhard seine Dienststunden im Geschäft aushalten mußte, wurde es ziemlich spät, bis die Familie sich in seiner Arbeitsstube zusammenfand. Lina sah sie zum ersten Mal. Eines Nachmittags, als sie am Hause vorübergingen, hatte er sie vergebens bestürmt, ein Weilchen bei ihm einzutreten und zu sehen, wie er wohne. Nun bereitete es ihr offenbar viel Vergnügen, seinen Schreibtisch, seine Bilder und Bücher zu betrachten, sich in seinen Lehnstuhl zu setzen und die mancherlei zierlichen Schreibeutensilien zu mustern.

Waldemar ging hinaus, die Lichter auf dem

Baum anzustecken. Dann gab er durch Klopfen an der Thür das Zeichen zum Eintritt. Eine blendende Helle strahlte den Gästen entgegen. Der Professor setzte sich ans Klavier und spielte einen Choral, um die feierliche Stimmung zu erhöhen, was auch so gut gelang, daß Mutter und Tochter mit gefalteten Händen vor dem Tannenbaum standen und vorläufig von all' den schönen Geschenken gar keine Notiz nahmen.

Waldemar zeigte Jedem seinen bestimmten Platz an. Dann führte er Lina an der Hand in den Kreis von Stühlen, über deren Lehnen die Herrlichkeiten ausgebreitet waren, die ihre Augen entzücken sollten. Der Eindruck war nicht, wie er ihn vorausgesetzt hatte. Einen Moment stutzte sie wohl, aber mehr wie erschreckt, als freudig erregt. Dann ging sie von dem einen zum andern, bückte sich, hob einen Gegenstand auf, legte ihn wieder sorgfältig zurück, prüfte einen Kleiderstoff, indem sie ihn in Falten legte, spielte mit den Fingern über den Sammt hin, überblickte die Dutzende von Handschuhen von jeder Farbe, die Reihe der zierlichen Stiefelchen und Pantöffelchen — immer schweigend und ohne bei dem Einzelnen zu verweilen. „Warum hast Du aber alle die Sachen hierhergeschafft?“ fragte sie endlich.

„Warum? Das ist ja Dein Weihnachten, Lina.“

„Ach —! Ich soll mir wirklich davon etwas aus-suchen?"

„Aber, Närrchen —!"

„Du hättest lieber selbst eine Wahl treffen sollen. Wie kann ich ...? Die Sachen sind alle wunderschön, recht die Augen verblendend. Aber verzeih — das eine Stück paßt eigentlich selbst zu meinem Sonntagsanzug so wenig, als das andere."

„Da ist gar nichts auszusuchen," rief er, entzückt über ihre Bescheidenheit. „Das alles gehört Dir, Liebchen, bis auf das letzte Stück."

Nun zuckte ihre Hand. Sie sah ihn eine Weile ungläubig an und schüttelte dann lächelnd den Kopf. „Das ist Dein Spaß."

„Gewiß nicht," versicherte er. „Ich wäre überglücklich, wenn Dir mein Einkauf gefiele." Er nahm einen Shawl auf, legte ihr denselben um die Schultern und führte sie vor den Spiegel. Dann warf er einen zweiten und dritten darüber, probirte ihr Hüte auf, thürmte auf ihrem Arm Kartons voll Spitzen und Blumen auf, ließ die Fächer von Elfenbein, gemalter Seide und Federn Rad schlagen, und griff zur Abwechslung nach einem kostbaren Pelz, ihn sich selbst mit der rauhen Seite nach außen hoch über den Kopf ziehend.

Lina war wie erstarrt. „Aber das ängstigt mich,“ sagte sie. „Ich weiß gar nicht, wie ich dafür danken soll. Es ist ja gar nicht denkbar, daß man so viel geschenkt bekommen kann. Ich will's auch nicht. Es wäre eine rechte Sünde, wenn ich Dir erlaubte so verschwenderisch zu sein, und für diese paar Stunden am Weihnachtsabend! Brauchen kann ich ja doch nichts davon.“

„Aber weshalb nicht, Liebchen?“

„Ach —! Was sollten wohl die Leute sagen, wenn ich mich so närrisch ausputzte? Sie wüßten dann schon genug. Und ich selbst müßte mir ganz lächerlich vorkommen — wenn nicht schlimmer, trotz meines guten Gewissens. Nein! Davon darf nichts in unsere Wohnung kommen.“ Sie holte ihre Mutter herbei und verlangte von ihr die Bestätigung. Dabei vergaß sie ganz ein Wort des Dankes und fing zuletzt immer heftiger beunruhigt, je mehr noch gar nicht einmal bemerkte Kostbarkeiten zum Vorschein kamen, zu weinen an.

Waldemar schloß sie in seine Arme, redete ihr freundlich zu, bat sie zu bedenken, daß sie doch als seine Frau anders werde auftreten müssen, als jetzt. Sie schluchzte aber nur noch lauter. „Nun muß ich mich ja schämen,“ sagte sie, „Dir zu schenken, was ich für Dich mitgebracht habe. Es ist gar zu wenig.“

Sie hatte ihm ein Paar Morgenschuhe gestickt, grün mit rothen Rosen. Nun war Waldemar allerdings nichts weniger als ein Liebhaber von bunten Morgenschuhen und daher innerlich ein wenig verblüfft, als sie aus dem Papier gewickelt wurden. Er ließ sich's aber nicht merken, lobte im Gegentheil die feine Arbeit wie das geschmackvolle Muster und versicherte, daß ihm gerade solche Schuhe gefehlt hätten. Sie seien aber eigentlich zum gewöhnlichen Gebrauch viel zu schade und verdienten als ein Andenken unter Glas gestellt zu werden, was Lina freilich nicht gelten lassen wollte. Er küßte ihr jedes fleißige Fingerchen und brachte sie glücklich wieder zum Lachen.

Auch Mama Freitag und Bernhard waren reich beschenkt und nun in Verlegenheit, wie sie ihren Dank gebührend abstatten sollten. Jetzt erst wurde es ihnen recht handgreiflich klar, welches Loos ihre Lina gezogen hätte. Der Professor kam ihnen zu Hülfe, indem er sagte: „Thun Sie doch nur seiner Freigebigkeit nicht mehr Ehre an, als sie verdient. Das ist auch ein rechtes Kunststück, in den vollen Beutel zu greifen! Deshalb entbehrt er nichts, wenn überhaupt von Entbehrung bei einem Menschen geredet werden kann, der gar keine Bedürfnisse hat, allenfalls eine gute Cigarre und ein seltenes Buch abgerechnet. Es ist ihm ja

selbst das größte Vergnügen gewesen, sich über die Bedürfnisse Anderer ein bischen den Kopf zerbrechen zu können. Wenn er's nicht in Allem richtig getroffen haben sollte, dürfen Sie ihm das nicht übel nehmen. Er hat sicher den besten Willen gehabt, es jedem recht zu machen, aber kein Meister fällt vom Himmel."

Er trug dann auch später bei Tisch die Kosten der Unterhaltung und brachte wirklich einige Munterkeit in die verschüchterte Gesellschaft.

Als die Uhr elf schlug, mahnte Frau Freitag zum Aufbruch. Erich packte ihre Geschenke zusammen und bat um die Erlaubniß, sie ihr nach Hause tragen zu dürfen. Lina wollte von den Ihrigen nichts mitnehmen, als ein Album mit Waldemars Photographie. „Läßt sich's denn nicht zurückgeben?" fragte sie, auf die andern Sachen deutend. Da dies verneint wurde, bat sie: „Bewahre mir's auf, Lieber, bis ich Deine Frau bin. Es ist Alles sehr schön, aber jetzt weiß ich nichts damit anzufangen."

Waldemar begleitete sie nach Hause. „Du holst mich doch morgen zur Kirche ab," sagte sie beim Abschied, als verstände es sich von selbst. Er hatte nicht daran gedacht, versicherte aber seine Bereitwilligkeit. Als er in seiner Wohnung zurückkam, betrachtete er die verlassene Weihnachtsbescheerung mit ganz eigenen

Gefühlen. Die grünen Morgenschuhe stellte er pflichtschuldigst an sein Bett.

In der Kirche war er lange nicht gewesen, außer bei Olga's Trauung. Die Familie Freitag hielt sich zu einem sehr orthodoxen Geistlichen, dessen Predigt ihm wenig gefiel. Lina aber war ganz Andacht, sang auch mit heller Stimme die Liederverse. Beim Nachhausegehen trug sie den Kopf gesenkt und sprach kein Wort. Auch zu Hause beobachtete sie noch eine Weile die feierliche Haltung und wehrte jede Liebkosung ab. Das gehörte für ihr Gefühl sicher so zum Kirchtage. Er wurde ungeduldig und nannte sie pedantisch. „Ich weiß nicht, was Du damit so recht meinst," antwortete sie. „Das aber weiß ich, daß Du in der Kirche schon mit Deinen Gedanken gar nicht bei der Sache gewesen bist."

„Das war auch eine schwere Aufgabe," entschuldigte er. „Ich saß ja doch neben Dir."

Darüber wurde sie sehr ungehalten. Er mußte nun noch eine zweite Predigt wegen seiner Unfrömmigkeit mit anhören.

„Sei wieder gut, Liebchen," bat er. „Ich will zugeben, daß ich etwas im Sinn hatte, was mich abzog. Es war aber ganz unschuldig. Ich hatte Dir gestern noch ein kleines Geschenk zugedacht und mich kindisch darauf gefreut —"

„Noch ein Geschenk?“

„Ja. Aber ich wagte es dann nicht vorzubringen, da Du schon mit den andern unzufrieden warst. Gerade von diesem aber hatte ich mir viel versprochen.“ Er griff in die Tasche und zog ein kleines rothes Etui heraus, öffnete es und hielt es ihr hin, indem er schaukelnd die Hand bewegte.

Es funkelten zwei Brillanten darin.

Sie stutzte. „Was soll das wieder, Waldemar?“

„Es gehört zu einem so reizenden kleinen Ohr wie das Deine,“ versicherte er, „ich habe mir's schon so gedacht, als ich es zum ersten Mal bewunderte.“

Sie wendete unmuthig das Gesicht ab. „Du weißt, daß ich solche Schmeicheleien gar nicht leiden kann.“

„Aber ich sage doch nur die Wahrheit. Ein so rosiges und zierliches Ohrläppchen giebt's auf der ganzen Welt nicht mehr. Die kleinen goldenen Ringe, so gut sie kleiden, sind lange nicht gut genug dafür. Sieh einmal her, Liebchen! Die Steine sind an feinen Häckchen befestigt. Wenn Du erlauben willst, daß ich —“

Sie legte eiligst die Hand über das Ohr, das ihm zugekehrt war. „Meinst Du, ich hätte nie dergleichen am Schaufenster gesehen?“ fragte sie. „Und ich weiß

auch, was solche Brillant-Ohrringe werth sind! ich will sie nicht — ich will sie nicht!"

Er suchte ihre Hand fortzunehmen. „Aber so erlaube doch wenigstens, daß ich sie Dir probeweise einziehe. Nur um zu sehen, ob ich mich nicht täuschte. Warum willst Du mir dieses Vergnügen nicht gönnen?"

„Weil ich mich nicht versuchen lassen will. Und gerade jetzt nach der Kirche . . ."

„Da bist Du doch gewiß vor Versuchung sicher, Schatz."

„Spotte nicht noch!"

„Lina — wenn ich Dich bitte —?"

„Nein, bitte nicht! Es ist jetzt ganz ungehörig."

„Eine so unschuldige Spielerei —"

„Ich mag nicht mit mir spielen lassen, am wenigsten nach der Kirche."

„Du kannst mich wirklich abweisen?"

„Ja, das kann ich."

„Lina!"

„Du hast gar keinen Grund darüber ärgerlich zu sein. Eher könnte ich Dir vorwerfen, daß Du solche Dinge zu so unrechter Zeit vorbringst, wo wir im Gesangbuch hätten lesen sollen."

Er warf das Etui auf den Tisch. Es kam in's Rollen und fiel auf die Erde.

Lina sah ihn sehr verwundert an. Er bückte sich nicht. Sie ebensowenig. In so straffer Haltung stand sie da, den Kopf hoch aufgerichtet, daß auf Nachgiebigkeit nicht zu rechnen war. Der Zorn, der augenblicklich in ihm aufgewallt war, verflog fast noch schneller; aber es blieb ein unbehagliches Gefühl der Beklemmung und des Druckes zurück, als ob er nicht frei aufathmen könnte. „Du bist in übler Laune," sagte er, zur Seite blickend, „und mir ist die Stimmung gänzlich verdorben. Es scheint Dir erwünscht zu sein, wenn ich gehe — und ich gehe."

„Bei übler Laune bist Du," antwortete sie. „Ich habe nicht gewünscht, daß Du gehst; wenn Du aber auf so geringfügigen Anlaß hin alle Gewalt über Dich verlierst, ist's vielleicht wirklich besser, wenn Du eine Weile mit Dir allein bist."

„Du hast wohl Recht," sagte er sehr kühl, nahm seinen Hut und ging.

Der Aerger wirkte ein paar Stunden nach. Es war ihm verdrießlich, daß er das Etui auf den Tisch geworfen hatte, sehr verdrießlich. Das hätte nicht geschehen sollen. Aber warum schlug Lina ihm ein so kleines Anliegen ab? Und in so ungehöriger Form! — Die gestrige Enttäuschung sprach nun mit. Er hatte ihr eine Freude bereiten wollen und mußte ein-

sehen, daß er sich im Mittel vergriff. Weshalb? Waren seine Geschenke nicht ganz dazu angethan, ein weibliches Auge zu entzücken? Aber Lina hatte sich's nun einmal in den eigensinnigen Kopf gesetzt, äußerlich unverändert zu bleiben, wie sie ja auch innerlich nicht fortschritt. Er sagte ihr so ganz für sich recht unangenehme Wahrheiten, ohne zu merken, daß er sie eigentlich sich selbst sagte, und ereiferte sich mehr und mehr, bis zu so närrischer Uebertreibung, daß er sich am Ende auslachen mußte. Nun übte er die Kunst des Abwiegelns ebenso eifrig. Was war denn geschehen? Einer solchen Lappalie wegen sich erzürnen! Der heroische Entschluß, an diesem Tage ganz fernzubleiben, kam in's Wanken. Es genügte, wenn er später als gewöhnlich zu Lina ginge, sie für ihre Unart zu bestrafen. Aber verdiente nicht auch seine Unart Strafe? Gewiß! Und sie sollte gerade darin bestehen, daß er auf die gerechte Vergeltung verzichtete. Zur üblichen Zeit war er auf dem Wege.

Lina kam ihm nicht freundlicher, aber auch nicht rückhaltender entgegen als sonst.

„Nun — ist der Bock aus dem Garten?" fragte sie mit neckischer Munterkeit, indem sie die Hände wie Hörner an die Stirn setzte.

Er mußte lachen. „Du hattest ihn selbst eingelassen."

„Sicher ohne meinen Willen,“ antwortete sie. „Er darf auch nicht wiederkommen.“

„Hoffentlich hat er's nicht nöthig. — Gefallen Dir die Brillanten?“

„Welche Brillanten? Wenn sie in dem Kästchen sind, das Du auf die Erde geworfen hast — da liegt es noch.“

Er blickte seitwärts. Richtig, da lag das Etui noch genau auf derselben Stelle zwischen Tisch und Sopha, wohin es hinabgerollt war. „Meinetwegen kann es da liegen bleiben,“ versicherte sie, anscheinend ganz gleichgiltig.

„Wenn ich nun antwortete: meinetwegen auch —?“

„Dann fegt's morgen früh die Mutter aus. Ganz gewiß!“

Waldemar stand ein Weilchen unschlüssig, Lina ihm gegenüber abwartend, die Arme über einander gelegt. „Nun —?“

„Ja, was willst Du —?“

Sie faßte sein Ohrläppchen und zog seinen Kopf herunter. „Bücken Sie sich, Herr Baron.“

„Ach —!“

„Wer etwas im Aerger auf die Erde geworfen hat, muß es auch wieder aufheben.“

„Willst Du Dir's dann schenken lassen?“

„Wir wollen sehen. Ich verspreche im Voraus nichts.“

Er seufzte, bückte sich, hob das Etui auf und hielt es ihr hin. „Bist Du nun zufrieden?“

„So ist's ganz in der Ordnung.“ Sie ließ sich das Kästchen in die Hand legen, öffnete es und erfreute sich sichtlich am Blitzen der Steine. „Wenn Du nun durchaus ein bischen spielen mußt,“ sagte sie, ihm mit einem Kuß dankend, „magst Du mir das dumme Zeug auch einpassen.“ Sie strich die Haarlöckchen vom Ohr fort und wendete ihm den Kopf zu. „Die goldenen Ringelchen sind das Geschenk eines lieben Pathen und bisher noch selten ausgezogen worden. Ich gefiel Dir doch sonst so gut darin.“

Er nestelte sie ziemlich ungeschickt aus den rosigen Ohrläppchen und steckte die Brillanten ein. Die Hände zitterten ihm dabei. „Aber so gefällst Du mir tausendmal besser.“

„Tausendmal —?“

„Sieh nur in den Spiegel!“ Er führte sie dorthin.

„Dir zu Liebe soll ich durchaus eitel werden,“ schmollte sie allerliebst, indem sie doch das Köpfchen nach rechts und nach links drehte, um im Spiegel den Schmuck betrachten zu können.

Er war verliebter als je. Immer wieder stellte er sich vor sie hin, legte die Hände auf ihre Schultern, kuckte sie an und nannte sie seine kleine Prinzessin. Zuletzt wurde sie schon ganz ärgerlich und meinte, er denke auch an gar nichts mehr, als an das blitzende Spielzeug.

Sie arbeitete am Festtage glücklicherweise nicht.

Als es Zeit war ihn zu verabschieden, fragte sie: „Willst Du mir die Steine nun auch wieder selbst aushaken, oder soll ich's selbst thun?“

Er war überrascht. „Ich hoffte, Du würdest sie beständig tragen,“ antwortete er.

„Ach —! wie könnte ich mich damit auf der Straße sehen lassen? Nein, nein!“

„Lina —!“

Sie hatte schon das eine Häkchen in der Hand. „Künftig vielleicht — wenn ich Deine Frau Baronin sein werde!“

Er mußte nachgeben.

V.

„Wenn ich Deine Frau Baronin sein werde!“ Ja — wann würde das sein? Waldemar hatte bei der Verlobung von der Hochzeit wie von einem ganz nahe bevorstehenden Ereigniß gesprochen. Nun schien solche Eile nicht mehr erforderlich zu sein. Auch nicht einmal wünschenswerth. Frau Freitag hatte wegen der Ausstattung an Leinenzeug, Betten und dergleichen mit ihrem künftigen Schwiegersohn gesprochen. In ihrer Armuth könne sie nichts hergeben, was seiner Wirthschaft zu genügen vermöchte; deshalb dürfe sie nichts dagegen einwenden, daß er selbst diese Sorge übernehme. Nun war aber Lina nicht davon abzubringen, jedes Stück selbst zu nähen und zu zeichnen. Nicht einmal Hülfe wollte sie sich gefallen lassen. Sie würde sonst gar nicht den Eindruck haben, daß es sich um ihre Ausstattung handle, meinte sie, und es mache ihr das auch niemand zu Dank. Unter solchen Umständen mußten noch viele Monate vergehen, bis das Aufgebot bestellt werden konnte.

Waldemar drängte nicht mehr mit dem leidenschaftlichen Eifer eines Verliebten, für den es keine Hindernisse geben darf. Er ließ sich vielleicht nicht ganz ungern überzeugen, daß ein Aufschub geboten sei, der dann auch dem andern Zweck zu gut kommen konnte, Lina auf ihre künftige Lebensstellung vorzubereiten. Waldemar hatte freilich Stunden tiefer Niedergeschlagenheit, in denen er völlig daran verzweifelte, erziehlich auf sie einwirken zu können. Es war an ihr nichts Unfertiges, nichts Halbes. Der Kreis, in dem ihre geistige Bewegung eine Ausdehnung gesucht hatte, schien durchaus abgeschlossen zu sein. Alle ihre Anschauungen hatten feste Grenzen; jenseits war die Welt wie abgeschnitten, oder ihr Auge wie blind. Gewisse religiöse Vorstellungen, die sie in der Schule und im Confirmanden-Unterricht aufgenommen hatte, genügten durchaus ihrem speculativen Bedürfniß. Die Schätzung dessen, was recht und unrecht sei, gelitten oder nicht gelitten werden dürfe, beruhte meist auf vorgefaßten Meinungen, wie sie sich aus den nächsten Lebenserfahrungen ergeben hatten, und ließ kaum eine Erweiterung zu, da die Grundsätze unverrückbar waren. Auch über das, was ihr Vergnügen bereiten dürfte, urtheilte sie eigentlich immer schon im voraus; sich einem Genuß ganz unbefangen hinzugeben,

schien ihr versagt zu sein. Wie sollte da auf sie eingewirkt werden? Jeder Versuch machte sie stutzig; sie begriff nicht, was ihm daran liegen könnte, daß sie anders dächte und empfände.

Aber der Professor, der nicht in so nahe Berührung zur ihr trat, kam beharrlich immer wieder auf sein erstes Wort zurück. Waldemar hatte guten Grund, sich ihm nicht völlig zu eröffnen, am wenigsten in so unerfreulicher Stimmung, die er vor sich selbst nicht einmal als maßgebend wollte gelten lassen. Nun wurde sein Widerspruch schwächer und schwächer. Er konnte ihn schon ganz gelassen anhören und mit ihm die Einzelheiten des Planes in Erwägung ziehen, wenn er sich auch in der Hauptsache noch nicht erklärte Endlich gab er ihm auch darin ausdrücklich recht und wendete nur ein, Lina, wie sie nun einmal sei, werde sich nie dazu verstehn, sich in eine Pension geben zu lassen. Es sei ihm unmöglich, auch nur mit ihr darüber zu sprechen. Jeder Vorschlag solcher Art müsse ihn bei ihr verdächtigen, sich unzufrieden zu fühlen. Warum solle er sie ganz unnütz kränken?

Erich erbot sich, selbst als Vermittler einzutreten. Lina brauche nicht einmal zu erfahren, daß sie sich vorher über die Nothwendigkeit dieses Schrittes geeinigt hätten. Waldemar dürfe ihn ohne Scheu verleugnen.

Er folge lediglich, wenn er dieses Anerbieten mache, der Regung der Freundschaft, der Freundschaft übrigens, in die auch Lina eingeschlossen sei. „Ich kenne sie nun ziemlich gut," sagte er, „und wage eine Meinung darüber zu haben, wie Ihr in der Ehe miteinander leben werdet — sei es daß jetzt nichts, sei es daß das Einzige geschieht, wovon eine gedeihliche Entwickelung ihrer trefflichen Anlagen erwartet werden kann. Alle Verliebtheit in Lina's unverkennbare, und in der That ungewöhnliche Reize, alle Hochachtung vor ihren Tugenden, alle Anerkennung ihrer durchweg ehrenhaften Gesinnung, aller Respekt vor dem Charakter wird nicht hindern, bester Freund, daß sie Dir in kürzester Zeit von der Höhe, auf die Du Deine Frau zu stellen wünschest, zu einer untergeordneten Stellung im Hause hinabsinkt, die eine hübsche Wirthschafterin einzunehmen pflegt, wenn sie sich der Gunst des Herrn zu erfreuen hat. Du wirst ohne Weiteres einsehen, daß diese doch schon recht zweifelhafte Gunst nicht einmal dauerhaft sein kann. Gerade das eheliche Band muß sie zu Fall bringen, denn es wird sich als eine unleidliche Fessel auf Schritt und Tritt geltend machen. Die sich mehr und mehr vergrößernde Differenz zwischen Schein und Sein, Prätension und Leistung wird Dir in kurzem unerträglich werden, wie ich Dich kenne. Du wirst

gegen Lina ungerecht werden, ihr Deine eigenen Mißgriffe aufbürden, sie mürrisch finden, zu tausend Rückhalten gegen Dich nöthigen und so um die besten Eigenschaften bringen, die sie Dir ursprünglich werth und theuer machten. Eine Versöhnung mit Deiner Familie wird ausgeschlossen sein. Gieb ihr aber — ich möchte sagen ein Studienjahr, sie wird in richtiger Umgebung keinen ihrer schätzbaren Vorzüge einbüßen, sich aber mindestens eine gesellschaftliche Routine aneignen, die ihr die nöthige Sicherheit des Auftretens verleiht und Dir Verlegenheiten erspart. Für die Vertiefung ihrer Bildung wirst Du dann sorgen."

Waldemar versicherte, daß seine Gründe durchaus überzeugend wären, „sie leisten, was Gründe überhaupt leisten können." Für ihn handele es sich aber nicht allein um diese Einsicht — er solle sich gleichsam zu einer lebensgefährlichen Operation entschließen, und das nicht um eine Mißbildung zu beseitigen, sondern um den Zutritt anderer Säfte zu ermöglichen, von denen doch noch nicht gewiß sei, daß sie gerade diesem Organismus größeres Wohlsein geben könnten. Er bat daher um Zeit zu weiterer Beobachtung und Ueberlegung. „Es kann nur zu leicht Alles verdorben werden."

Ganz frei war er auch jetzt nicht von dem Argwohn, daß Erich, wenn auch nur unbewußt, den

Wunsch mitsprechen ließe, es könnte auf diese Weise die Lösung des Verhältnisses angebahnt werden. Ganz heimlich beschlich ihn die Furcht, seine Leidenschaft für das schöne Mädchen könnte am Ende doch erkalten, wenn er's so lange Zeit nicht sichtlich vor sich hätte. Zu oft schon hatte er erfahren, wie seine verdrießlichsten Bedenken in dem Moment zerstäubten, in dem sie ihm freundlich zulächelte. Auf seine Bitte hatte sie sich photographiren lassen; er wollte ihr liebes Bild immer in der Nähe haben. Aber es genügte ihm so wenig, daß er sich nicht einmal entschließen konnte, es auf seinen Schreibtisch zu stellen. Gerade ihr eigenster Reiz, die dunkelblauen Augen unter den langen Wimpern, war verloren gegangen. Das Gesicht hatte entschieden etwas Blödes, Ausdrucksloses erhalten. Die Technik des Photographen konnte dieser Farbe gegenüber nichts Besseres leisten. Und dieses Bild sollte ihm nun ein langes Jahr der einzige Ersatz sein! Seiner Bitte, sich für ihn malen zu lassen, war sie bisher stets ausgewichen. „Du hast mich ja selbst. Fürchtest Du, daß ich zu rasch alt werde!" Sie gestand ihm, daß sie eine Scheu davor empfinde, sich von einem fremden Menschen immerfort ansehen zu lassen. Nun meinte er sich unter allen Umständen nicht eher von ihr trennen zu können, bis sie hier nachgegeben habe.

Eines Tages sah Waldemar, als er die Pferdebahn bestieg, um im Westen der Stadt einen Besuch abzustatten, in derselben eine bekannte junge Dame sitzen. Es war Fräulein Martha von Altmark. Sie hatte halb an der Hand und halb auf dem Schooße eine Mappe mit Musikalien, bemerkte ihn ebenfalls sogleich, anscheinend ein wenig stutzend, und verneigte sich, als er grüßte. Der Wagen war gefüllt und sie hatte einen der hinteren Plätze. Waldemar stand auf dem Perron. Sich bis zu ihr durchzudrängen, wäre schwierig gewesen. Er ließ sie aber nicht aus den Augen und wurde auch von ihr öfters eines, wie es ihm vorkam, neugierig-mitleidigen Blickes gewürdigt. Wie mochte man auch in Lisettenthal seine Verlobung kritisirt haben! Vielleicht nicht ganz so scharf, als auf den andern Gütern um Bornholm herum, vielleicht aus andern Gesichtspunkten, aber sicher nicht billigend. Und Martha selbst . . . wie fand sie sich mit dieser Thatsache ab? Er hätte durch sie gern etwas von den Seinigen erfahren. Bei der nächsten Haltestelle wollte er eigentlich abspringen. Da das Fräulein aber sitzen blieb, behielt auch er seinen Stand bei. Es wäre nun wohl möglich gewesen, im Wagen zu ihr zu gelangen, aber zu einem gleichgültigen Gespräch, wie es da in Gegenwart der fremden Fahrgäste hätte

geführt werden können, war er nicht aufgelegt. Er wartete, bis sie absteigen würde. Das geschah bald. Dann folgte er ihr.

„Welche Ueberraschung, Sie hier anzutreffen, gnädigste Baronesse," sagte er, sich zu ihr gesellend und nochmals den Hut abziehend.

„Hoffentlich keine unangenehme," bemerkte sie mit leiser Ironie.

„Wie können Sie glauben — ?"

„Nun — nun! Sie haben uns ja doch den Rücken zugekehrt und wollen vielleicht an alte Freunde nicht erinnert sein."

„O —! Wenn die alten Freunde uns nicht aus dem Wege gehen wollen . . . das war wohl Ihre Absicht, als Sie hier abstiegen?"

„Durchaus nicht. Ich gehe den nächsten Weg. Und Sie?"

„Ebenfalls — wenn ich Sie ein Stück begleiten darf."

„Das ist sehr freundlich, Herr Doktor. Ich setze voraus, daß Sie nichts Wichtigeres versäumen. Sonst nehmen Sie lieber einen Umweg, um von mir rasch loszukommen. Ich bin übrigens bald zu Hause."

„Darf ich fragen, wo Sie logiren?"

„Bei meiner Tante, der Geheimräthin Mauer."

Sie nannte Straße und Nummer. „Sie war so gütig, mich auf längere Zeit zu sich einzuladen, da ich mich ein wenig in der Musik zu vervollkommnen wünschte.“

„Und die Ihrigen haben Sie ganz wohl verlassen?“

„Ganz wohl.“

„Sahen Sie meine Mnttter kurz vor Ihrer Abreise?“

„Ja, ich verabschiedete mich pflichtschuldigst in Bornholm. Ihre Frau Mutter hat mir keinen Gruß an Sie aufgetragen. Bettina aber —“

„Bettina?“

„Wenn ich Sie zufällig sehen sollte. Sie läßt Ihnen sagen, es sei in Bornholm entsetzlich langweilig geworden seit Olga's Hochzeit. Bis dahin hätte es doch hin und wieder noch einmal einen kleinen Streit über Etikettenfragen gegeben. Der Mama zu widersprechen, dürfe sie gar nicht wagen. Sie sei seit einem gewissen — Ereigniß — dauernd in hochgradiger nervöser Erregtheit und sehe jeden Bekannten darauf an, ob er etwa sein Benehmen verändert habe und in der Form irgend etwas versehe. Ihre Freundin — ich wiederhole Bettina's Bezeichnung — sei übrigens nicht so übel.“

„Sie meint . . .“

„Nicht Ihr Fräulein Braut, von der gar nicht die Rede war, sondern die Frau Oberinspektor —“

„Ach die! Nun — sie meine Freundin zu nennen, ist vielleicht ein bischen boshaft. Aber die treffliche Frau hält auch das aus.“

„Bettina hat sich mit ihr in Verkehr gesetzt — heimlich natürlich — da die Frau Mama dergleichen familiäre Beziehungen zu Untergebenen bekanntlich nicht liebt. Man höre doch da einmal auch andere Ansichten aussprechen und werde mehr und mehr von der übermüthigen Einbildung geheilt, daß man auf dem hohen Pferde bequem sitze — ipsissima verba.“

„Das klingt ja ganz verständig.“

„Sie wissen noch nicht Alles, Herr Baron. Ich hatte ihr Bücher leihen müssen, und sie ist eifrig dahinter gewesen — ich lasse unentschieden, wem zu Liebe. Ich glaube, sie wäre recht gern mit mir hierher gekommen, um Vorlesungen über schöne Literatur und Philosophie zu hören — ha, ha, ha!“

Waldemar lachte mit. „Wissen Sie etwas von Olga?“ Sie blickte auf ihren Muff hinab und schüttelte den Kopf. „Das junge Paar hat uns keinen Besuch gemacht,“ sagte sie. „Es ist uns, die Wahrheit zu gestehen, recht lieb, denn Papa und der Graf stimmen garnicht miteinander.“

„Wie Sie und Olga.“

„Ich sage das nicht.“

„Man spricht doch gewiß von dem jungen Paar.“

„Sehr viel — aber ich möchte das nicht wiederholen.“

„Ach so —!“

Sie gingen einige Schritte schweigend nebeneinander.

„Was haben Sie denn zu meiner Verlobung gesagt, gnädiges Fräulein?“ fragte Waldemar plötzlich.

Sie wurde sichtlich unruhig. „O — Herr Baron...“

„Sagen Sie mir nur gerade heraus Ihre Meinung,“ bat er. „Sie brauchen mich nicht zu schonen.“

„Aber woher wissen Sie, daß ich nicht einverstanden bin?“

„Sind Sie's wirklich?“

„Wenn Sie das Mädchen lieben . . .“

„Das scheint Ihnen ein ausreichender Grund?“

Sie hob die Musikmappe auf den Arm, so daß sich das Gesicht leicht dahinter verstecken konnte. „Gewiß —! Für einen, der den Muth hat, sich ganz selbst anzugehören.“

„Nach den Proben, die Sie gegeben haben . . . es wollte mir nur nicht gleich in den — ich mache von Ihrer Erlaubniß, ganz offen sein zu dürfen, Gebrauch — es wollte mir nicht gleich in den Sinn, daß Sie das Mädchen wirklich lieben könnten.“

„Sie fanden Lina sehr reizend.“

Das Fräulein erröthete. „Sie ist's auch ohne Zweifel. Sie darauf aufmerksam zu machen, hatte ich gewiß nicht mehr nöthig.“

„Wenn es Ihr Gewissen beruhigt — nein.“

„Es beruhigt wirklich mein Gewissen. Wenn ich mir hätte Schuld geben müssen, daß ein übermüthiger Scherz —“

„Und doch bezweifeln Sie die Ernsthaftigkeit meiner Neigung.“

„Nein — nur ihre Tiefe. Ich bezweifle sie auch nicht, wie dürfte ich das? Es wurde mir nur schwer, an eine so vollkommene Uebereinstimmung zu glauben, wie sie nach meinen vielleicht allzu rigorosen Anforderungen an ein so inniges Verhältniß vorausgesetzt werden muß. Das ist ja auch wohl natürlich, da ich Ihr Fräulein Braut nicht näher kenne und für mein Urtheil auf wenige, sicher nicht untrügliche Thatsachen angewiesen bin. Jedenfalls wünsche ich Ihnen ganz aufrichtig Glück und hoffe, daß Sie es finden werden — weil Sie es finden wollen. — Hier bin ich zu Hause, Herr Baron.“

Sie leitete vom Trottoir ab und zog den Knopf der Portiersglocke. Wenige Secunden später sprang die Thür auf und Waldemar behielt nur Zeit, in

kürzester Weise Abschied zu nehmen. Er merkte sich die Straße und die Nummer des Hauses. Geheimräthin Mauer . . .

Von der alten Dame war schon bei dem Aufenthalt der Familie im letzten Spätsommer die Rede gewesen, immer mit dem Bedauern, daß man sie nicht werde erwarten können. Sie hatte ein Bad besucht und dann im Gebirge Logis genommen. Es wurde, was Waldemar auffallen konnte, von ihren Sonderbarkeiten mit größter Achtung gesprochen. Sie war eine Cousine des Baron Altmark und hatte sich mit ihrer Familie überworfen, da sie wider den Willen derselben ein Verlöbniß mit dem Referendar Mauer einging, der nicht nur bürgerlichen Herkommens, sondern auch noch weit von einer Anstellung war; hatte während des langen Brautstandes ihren Unterhalt durch Musikunterricht verdient, da sie auch von dem Vater ihres Bräutigams keine Unterstützung annehmen wollte, und später, als ihr Mann rasch Carriere machte und auch einen reichen Onkel beerbte, Stellung und Wohlstand dazu benutzt, sich als einen Wohlthäter der Menschheit zu beweisen. Ihre Ehe war kinderlos geblieben, Mauer nach einem schwerem Gehirnleiden schon vor Jahren gestorben. Die Wittwe verdoppelte ihre menschenfreundliche Thätigkeit, stieß aber wegen ihres energischen Vorgehens

und öfters absichtlich brüsken Benehmens nicht nur bei den Vorstandsdamen der Wohlthätigkeitsvereine, sondern auch bei den Behörden an. Sie fühlte sich berufen, aller Welt die Wahrheit zu sagen und war deshalb vielfacher Verkennung ihrer guten Absichten ausgesetzt, vielleicht mehr gefürchtet als geliebt, selbst von denen, die ihr aufrichtig dankten. Baron Altmark hatte ihr stets große Verehrung gezollt und ihr dieselbe schon damals zu erkennen gegeben, als ihre Familie sie verleugnete. Es bestand seitdem zwischen ihnen ein freundschaftliches Verhältniß, das von Zeit zu Zeit immer wieder aufgefrischt wurde. Er gab ihr das Lob, eine „grundtüchtige Person“ zu sein. Manchmal fügte er in seiner derben Weise hinzu: „Ein bischen toll, aber das schadet nichts.“ So viel wußte Waldemar von der alten Dame.

Er stellte sie sich danach nicht gerade liebenswürdig im Umgang vor, hielt es aber doch für seine Schuldigkeit, der jungen Baronesse seinen Besuch abzustatten, und mindestens, wenn man ihn nicht vorlassen wollte, seine Karten abzugeben. Den Entschluß führte er gleich am nächsten Tage aus.

Er wurde in ein großes Zimmer eingelassen, das ursprünglich als Salon meublirt gewesen sein mochte, jetzt aber augenscheinlich auch gewissen praktischen

Zwecken diente. In der letzten Fensternische stand ein großes Cylinderbureau, daneben ein gewöhnlicher Holzstuhl; ein grauer Läufer mit rothem Rande führte von der Thür dorthin. Sicher fertigte die Geheimräthin hier die Leute ab, die ihre Bitten an sie brachten oder ihre Gaben empfingen. In der Ecke dahinter war eine Anzahl ähnlicher Stühle dicht zusammen und übereinander gestellt, die wahrscheinlich bei einer Vorstandssitzung im Kreise ausgebreitet wurden. Die eigentlichen Salonstühle waren gepolstert und mit rothem Seidendamast bezogen. Dazu gehörten auch die schweren Uebergardinen von demselben Stoffe, die aber am letzten Fenster fehlten und durch ein lichteres Gewebe ersetzt waren. An dem runden Tisch vor dem Sopha stand mitten unter den passenden Sesseln ein altmodischer Lehnstuhl mit hoher Lehne, davor ein Polster zum Auflegen der Füße. Es wohnte hier Jemand, der sich ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Schicklichkeit nach seiner geschäftlichen Bequemlichkeit eingerichtet hatte. Die alte Dame, die fast zugleich mit ihm von der anderen Seite eintrat, hatte auf den ersten Blick nichts bestechendes. Groß und hager, trug sie ein schwarzes Kleid, das den Schnitt eines Morgenrockes hatte und etwas schlotterig um die Hüften hing. Eine schwarze Spitze schloß es gegen den Hals ab.

Eine dicke goldene Uhrkette, wie sie sonst die Herren zu tragen pflegen, war über der Brust eingehakt und verlief in einem Täschchen, zugleich neben einem dünnen Trauring den einzigen Schmuck bildend. Die starke Nase, die scharf gezogenen Augenbrauen, das schlicht frisirte Haar und der Ansatz eines Bärtchens auf der Oberlippe gaben dem sonst nicht unschönen Gesicht einen männlichen Charakter. Sie trug eine Brille. Sich mit raschen Schritten nähernd und den Gast dabei fest in's Auge fassend, sagte sie: „Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Baron. Martha, auf deren Urtheil ich viel gebe, hat sich über Sie sehr günstig ausgesprochen. Es scheint mir danach, daß Sie ein Mann sind, der weiß was er will, nach meinem Geschmack eine sehr schätzbare Eigenschaft. Setzen Sie sich zu mir. Martha erscheint sogleich, ich habe sie benachrichtigen lassen. Sie ist augenblicklich bei ihren Clavierübungen."

Aus einem entfernten Zimmer waren wirklich die Klänge eines Instrumentes schwach vernehmbar gewesen. Die Geheimräthin ließ sich in dem großen Lehnstuhl nieder und wies Waldemar den Platz auf dem nächsten Sessel an. Die Unterhaltung, die sich ganz im Allgemeinen hielt, wurde bald durch Martha unterbrochen. Sie hatte geröthete Wangen und sah

sehr gut aus. „Sie denken: was nicht bald geschieht, geschieht am Ende gar nicht," bemerkte sie neckisch, „und beeilen daher den Pflichtbesuch. Heute hatte ich auf ihn noch nicht gerechnet."

„Warum wollen Sie meiner Eile diese Auslegung geben? Es war mir wirklich Bedürfniß Ihnen zu beweisen, daß mich unser zufälliges Zusammentreffen hocherfreut hatte. Wenn ich Ihnen zugleich irgend welche Dienste aubieten darf —"

„O —!" unterbrach sie, „ich werde mich sehr hüten, den Bräutigam auf die Probe zu stellen."

„Er hat mehr Zeit, als Sie voraussetzen," antwortete er mit einem nicht ganz reinen Lächeln, „wir kommen stets nur Abends ein paar Stunden zusammen."

„Das ist sehr verständig," bemerkte die alte Dame, „Brautleute bleiben einander dann immer neu. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß sogar von Zeit zu Zeit eine längere Unterbrechung, die zum brieflichen Gedankenaustausch nöthigt, sehr wohlthätig wirkt. Man sagt sich da so mancherlei, was man beim persönlichen Verkehr nicht zu hören bekommt, und der andere Theil hat Zeit sich auf die Antwort zu besinnen, die nun sachlicher ausfällt."

„Das ist gewiß in der Regel so," sagte Waldemar.

„Aber Sie dürfen nicht vergessen, gnädige Frau, daß unser Brautstand auch sonst viel Ausnahmsweises hat. Es gehört lange Schreibeübung dazu, sein Wesen mit der Feder klar zum Ausdruck zu bringen, und Lina fehlt es gänzlich daran. Ich fürchte, ich würde sie aus ihren Briefen — wenn sie sich schon überhaupt zum Schreiben verstände, gar nicht herauskennen."

Die Geheimräthin nickte. „Eines schickt sich nicht für Alle. Man muß nur nicht vermissen, was man mit gutem Bewußt hat gemeint entbehren zu können. Trauen Sie sich auch sonst diese Fähigkeit zu, Herr Baron?"

„Ich hoffte, sie zu besitzen," erwiederte er etwas gedrückt. Er mochte dabei nicht aufsehen. Es war ihm, als ob Martha ihn scharf im Auge behielt.

„Wird bald die Hochzeit sein?"

„Sobald die Ausstattung besorgt ist." Er erzählte, wie Lina es damit halte. „Wenn es freilich nach den Wünschen und Rathschlägen meines Freundes Erich ginge . . . Sie kennen ihn, gnädiges Fräulein."

„Professor Butze — ja wohl. Er meint es gewiß sehr treu mit Ihnen."

„Was wünscht und räth Ihr Freund," fragte die alte Dame in ihrer kurzen und etwas rauhen Art.

Waldemar konnte nun nicht ausweichen; die Streitfrage zwischen ihm und Erich mußte zur Erörterung gebracht werden.

„Es kann sein, daß ihr Freund Recht hat,“ meinte die Geheimräthin.

„Ich weiß doch nicht ...“ bemerkte Martha dagegen. Sie citirte: „Drei Jahr sind eine kurze Zeit!“ und fuhr dann fort: „Hier soll's gar ein einziges thun. Wenn ich denke, wie mühsam ich mir mein bischen Schulwissen angeeignet habe ...“

„Wenn ich den Herrn Professor recht verstehe,“ bemerkte die Räthin, „so legt er auch den Schwerpunkt nicht darauf. Etwas gesellschaftliche Erziehuug aber läßt sich in einem Jahre wohl geben, wenn ein Mädchen anstellig ist.“

„Das ist aber Lina in diesem Sinne schwerlich,“ antwortete Waldemar. „Sie hat eher die Neigung, alles von sich auszuschließen, was sich ihrem Wesen nicht ganz von selbst anpaßt.“

„Das nimmt mich sehr für sie ein,“ bemerkte Martha. „Es ist das Zeichen einer gesunden Natur, sich aus sich selbst entwickeln zu wollen und jede Drillkunst abzulehnen. Ich kann das wohl verstehen, und denke mir, daß gerade diese Eigenschaft Ihnen besonders schätzenswerth erschienen ist.“

„Schildern Sie uns doch Ihre Braut," bat die alte Dame etwas imperatorisch.

„Aber weniger dithyrambisch," ergänzte Martha lächelnd, „als nach Art der Epiker — durch Handlungen, die ihren Charakter kennzeichnen."

Waldemar versuchte, diesen Anforderungen zu genügen, indem er die kleinen Erlebnisse erzählte, die seiner Verlobung vorausgegangen waren, so viel sich davon mittheilen ließ.

„Ihre Braut gefällt mir," sagte die Geheimräthin, „bevor ich sie noch persönlich kennen gelernt habe. Ich hoffe, Sie werden sie mir nächstens zuführen und bitte darum."

Das überraschte ihn. Er überlegte sogleich, wie Lina sich dazu stellen werde. „Es ist sehr gütig," antwortete er, „daß Sie mir diese Erlaubniß so entgegenkommend ertheilen. So weit ich über meine Braut bestimmen kann . . ."

„Gut, gut," fiel sie ein, „ganz ohne Zwang."

„Ich würde Fräulein Lina gern den ersten Besuch abstatten," sagte Martha, „wenn ich nicht fürchten müßte, ihr aufdringlich zu erscheinen — bestellen Sie ihr das."

Er verbeugte sich. „Es empfiehlt sich in der That," erwiderte er, „hier nicht zu viel zu thun. Wie ich Lina kenne, könnte sie leicht scheu werden und das

Wohlwollen, das Sie ihr so freundlich entgegenbringen, mißverstehen."

Die Geheimräthin leitete das Gespräch auf ein anderes Thema über. Waldemar blieb über die gewöhnliche Visitenzeit. Er hatte sich lange nicht so angenehm angeregt gefühlt. Als er dann Abends zu Lina ging, überlegte er etwas kopfhängerisch, wie sich die Sache am geschicktesten würde an sie bringen lassen. Viel Geneigtheit, die Wünsche der fremden Damen zu berücksichtigen, setzte er bei ihr nicht voraus. Er täuschte sich darin auch nicht. Als er ihr umständlich erzählt hatte, was ihm begegnet war, meinte sie: „Du hättest doch wohl nicht nötig gehabt, dem Fräulein in ein ganz fremdes Haus nachzugehen" — und dann: „Aus mir machen sich die Leute nicht das Mindeste. Höchstens treibt sie die Neugierde mich kennen lernen zu wollen, um nun Deine Wahl erst recht unbegreiflich zu finden." Er suchte ihr dies auszureden, hatte aber wenig Erfolg. Was er ihr zur Kennzeichnung der beiden Damen mittheilte, schien sie nur noch bedenklicher zu stimmen. Sie würde sich da gar nicht zu benehmen wissen und ihm selbst gewiß Verdruß bereiten. Den größten Verdruß bereite sie ihm, versicherte er, wenn sie sich weigern sollte, ihn zur Geheimräthin zu begleiten. Man würde dafür gar kein Verständniß haben und Schlüsse

ziehen, die ihr und ihm nur höchst nachtheilig lauten könnten. Jetzt sei die Gelegenheit gegeben zu beweisen, daß man das Urtheil wohlmeinender Freunde nicht zu scheuen habe. Ihren Einwand, daß man nicht jedes höfliche Wort gleich für baare Münze nehmen dürfe, wollte er nicht gelten lassen. „Die Geheimräthin hat gar nicht die Art höflich sein zu können," versicherte er, „und Baronesse Martha ist viel zu fein gebildet, um mit schönen Redensarten zu spielen. Sie liebt die Aufrichtigkeit ebenso, wie Du, und giebt sich immer ganz wahr."

„Ich bin leider nicht so fein gebildet," trumpfte sie, „um mich in solcher Gesellschaft geben zu können, wie ich bin." Sie sagte das ohne spitze Betonung, aber er glaubte sie doch herauszuhören.

„Du kannst Dich in jeder Gesellschaft geben, wie Du bist," antwortete er, vielleicht mit mehr Schärfe, als er in die Worte legte wollte. „Ueberlasse es mir, diejenige zu wählen, in der man nichts anderes von Dir erwartet."

Er setzte diesmal sein Stück durch, aber sie konnte nicht vermocht werden, einen andern Tag als den Sonntag für die Visite zuzulassen. Es sei zu wunderlich, meinte sie, sich dazu auszuputzen; am Sonntag aber ziehe sie ohnedies für den lieben Gott ein Feier=

tagskleid an — das könnten dann die Damen ihretwegen auch auf sich beziehen. Dieses „Feiertagskleid“ gerade war Waldemar stets verdrießlich gewesen. Es schien auch eine Feiertagshaltung zu bedingen, die ihm steif und zopfig vorkam: als ob sie immer nur bedächte, daß sie das Kleid zu schonen habe. Er hätte gewünscht, sie wären auf einem ihrer gewöhnlichen Spaziergänge ohne jede Vorbereitung angesprochen, aber davon wollte sie nichts wissen.

Nun sorgte er unter der Hand dafür, daß die Damen zu Hause angetroffen würden. Es ging schließlich Alles besser, als er erwartet hatte, nachdem die ersten peinlichen Minuten überwunden waren. Die Geheimräthin machte gar kein einleitendes Wortgeklingel, sondern schlug sogleich an die richtige Glocke, indem sie sagte: „Ich freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind, mein liebes Kind. Sie wären gewiß lieber fortgeblieben, und das verarge ich Ihnen gar nicht. Aber Sie werden noch oft in die Lage kommen, etwas mit Ueberwindung thun zu wissen, was eine gesellschaftliche Pflicht fordert. Da kann eine Vorübung gar nicht schaden. Nehmen Sie mich, als eine alte Frau, die den besten Willen hat, den Menschen nützlich zu sein, die der Zufall in ihre Nähe führt — dem einen auf diese, dem andern auf jene Weise. Man muß sich

bemühen, zu erkennen, was Jedem fehlt, dann kann man oft auch helfen. Daß ich Ihnen sonderlich gefallen werde, bilde ich mir nicht ein; aber es trifft sich so glücklich, daß meine Nichte Martha bei mir ist, und mit der näher bekannt zu werden, mag Ihnen schon lohnend erscheinen. Schließen Sie sich nur mit Vertrauen an sie an, es wird Ihnen nicht leid thun dürfen."

Die Baronesse rückte ihren Stuhl nahe heran, nahm Lina's Hand und plauderte unbefangen. „Machen Sie mir's nur nicht zu schwer, der guten Meinung der Tante zu entsprechen. Wir müssen einander oft sehen, und womöglich, wenn der Herr Bräutigam nicht zugegen ist. Der gelehrte Herr Doktor braucht gar nicht zu wissen, was wir Mädchen mit einander zu verhandeln haben."

Lina antwortete einsilbig, aber nicht ungeschickt. Sie hütete sich, etwas zu sagen, was unrichtig verstanden werden, oder Mangel an Kenntnissen verrathen könnte. Waldemar bemerkte ihre kluge Vorsicht und athmete etwas freier; er hatte sich eine Weile recht beklommen gefühlt. Gleichwohl blieb nur zu merklich, daß die kleine Gesellschaft bei aller Bemühung, einen ungezwungenen Ton anzuschlagen, unter einem gewissen Druck stand, der sich aus der Schwierigkeit ergab, schnell für natürliche Gegensätze einen künstlichen

Ausgleich zu finden. Martha und Lina so Hand in Hand neben einander — und doch zwei von Grund aus verschiedene Wesen, denen es vielleicht nie gelingen konnte, sich zu verständigen. Waldemar war es eine ganz eigene Empfindung, sie beide in einen Blick aufzunehmen. Lina war viel schöner als Martha; das wußte er auch schon vorher und das enge Nebeneinander hätte es nur noch mehr bestätigen müssen. Und doch verlor Lina unzweifelhaft dabei — wenigstens in diesem Augenblick, wo sie sich möglichst bewegungslos hielt, die Wimpern senkte und gezwungen freundlich vor sich hin lächelte, während Martha im Eifer, sie vertraulicher zu stimmen, lebhaft auf sie einsprach. Ihre schönen Formen hatten etwas Erstarrtes, Todtes, indeß Martha's viel weniger regelmäßiges und reizvolles Gesicht ganz geistiges Leben war und dadurch ungewöhnlich anziehend wirkte. Waldemar entging diese Einbuße und dieser Gewinn nicht. Er empfand einen stillen Aerger darüber, daß Lina sich so passiv verhielt. Es sei nur der Eigensinn, meinte er, um Himmelswillen von ihrer Seite keinen Schritt zur Annäherung an das vornehme Fräulein zu thun, während sich dasselbe so liebenswürdig um sie bemühte. Er hätte sie heimlich anstoßen mögen. Die Geheimräthin sah das gewiß genau so wie er.

Die alte Dame sah doch wohl mit andern Augen und zog andere Folgerungen. Lina that ihr leid. Sie konnte sich in ihre Lage versetzen und die Schwierigkeit der Aufgabe durchfühlen, gerade ihm jetzt zu genügen. Waldemar mußte fortgeschafft werden, dann würden die beiden Mädchen viel leichter „in den Zug" kommen. Schnell entschlossen erhob sie sich von ihrem Lehnstuhl und bat den Baron, sie in's Nebenzimmer zu begleiten, wo sie ihm einen Schrank voll seltener Bücher zeigen wolle, die ihr Mann aus allen Literaturen zusammengebracht habe. Er bot ihr den Arm. Der große Glasschrank stand in einer Ecke; man konnte von da nicht den Sophaplatz im Salon sehen. Waldemar zog gefällig ein Buch nach dem andern heraus, um darin zu blättern, Papier und Druck zu mustern, die Kupfer zu bewundern. Bald fand er einige, die seine Specialwissenschaft betrafen und vertiefte sich mehr und mehr darin. Die Geheimräthin hatte sich an den runden Tisch gesetzt, der in der Nähe stand; er folgte ihrem Beispiel und führte lebhaft die Unterhaltung, indem er an den Inhalt dieser Schätze anknüpfte. Dann stand er wieder auf, um andere Reihen zu mustern. „Ueber diesen Schrank würde mein Freund, Professor Erich Butze, seine helle Freude äußern," sagte er. „Er ist ein Bücherliebhaber! Für eine seltene

Ausgabe, wenn sie in seinen Kram paßt, könnte er, glaube ich, seinen letzten Rock hergeben, und hier würde er so manches finden, wonach er bisher vergeblich gesucht hat."

Sie erkundigte sich näher nach diesem Freunde. „Ich will nicht aufdringlich sein," äußerte sie, „aber wenn dem Herrn Professor mit diesen Büchern gedient sein kann, so stehen sie ihm gern zur Einsicht. Verkäuflich allerdings sind sie mir nicht — auch nicht für den letzten Rock."

Waldemar dankte für die Erlaubniß, ihn benachrichtigen zu dürfen. Eine halbe Stunde war rasch vergangen. Die Räthin selbst mußte daran erinnern, daß die jungen Damen am Ende glauben könnten, sie habe ihn gänzlich entführt. „Wahrhaftig!" rief er, „Lina wird mich für einen Durchgänger halten. Ich erfülle meine Bräutigamspflicht nicht übel!"

Der Zweck der Geheimräthin war erreicht. Sie fanden die beiden Fräulein in recht munterer Unterhaltung. Lina hatte glührothe Wangen; wahrscheinlich weil Martha so mancherlei aus ihr herauszufragen gewußt, was sie und vielleicht auch Waldemar näher anging. „Wir sind schon recht gut Freund mit einander," versicherte diese, „und haben verabredet nächstens zusammen die Museen zu besuchen und

darauf zur Belohnung für unseren Kunstfleiß in der kleinen Conditorei an der Ecke — Du weißt doch, Tantchen — einen Pfannkuchen mit Schlagsahne zu essen. Ich gebe dafür mein Leben."

Lina lachte. „Das Fräulein meint, mich für meine Strapazen entschädigen zu müssen," sagte sie. „Ich besehe aber die Bilder recht gern, nur wollt' ich, es wären nicht so viele an einer Stelle zusammen. Es ist, als ob man auf der Straße einen langen Zug von Menschen vorübergehen sieht. Beim zehnten weiß man schon nicht mehr, was der erste für ein Gesicht oder Kleidung hatte, und jeder will doch eigentlich für sich selbst bemerkt sein."

„Wir wollen uns recht vernünftig einrichten," erwiederte Martha, „und uns nie auf einmal zu viel zumuthen, auch zwischenein immer wieder ein bischen über andere Dinge plaudern. Ueberlassen Sie sich nur meiner Führung."

Waldemar dankte ihr. „Wie schade, daß ich nicht dabei sein darf."

Auf dem Rückwege verhielt Lina sich eine lange Weile schweigend. Endlich fragte er: „Wie haben Dir denn die Damen gefallen?"

„Du meinst die Baronesse Martha," antwortete sie.

„Warum? Ich dachte zunächst an die Geheimräthin.“

„Ich fand sie gar nicht so sonderbar, als Du sie mir geschildert hast. Es muß mit ihr ganz gut zu leben sein. Ich denke, sie hat keine Launen und ist ganz ehrlich. Man weiß immer, wie man mit solchen Menschen daran ist.“

„Und Martha?“

„Du kennst sie ja besser als ich.“

„Das will hier doch nichts sagen, Kind. Die Frage ist, wie Du Dich zu ihr stellst.“

„Das weiß ich noch nicht. Sie gab sich so erstaunlich viel Mühe mit mir —“

„War das nicht sehr liebenswürdig?“

„Jawohl. Aber weshalb gab sie sich so erstaunlich viel Mühe mit mir?“

„Weshalb? Weil Du ihr gefällst.“

„Ach —! Meinetwegen geschieht's gewiß nicht. Eher weil sie Dir eine Freundlichkeit erweisen will.“

„Das mag mitwirken, ist aber wieder viel liebenswürdiger, als Du glaubst.“

Lina antwortete nicht darauf. Erst nach einigen Minuten sagte sie: „Weißt Du — Martha wäre die rechte Frau für Dich gewesen.“

„Aber, Kind —!“ rief er lauter, als sich's für

ein Gespräch auf der Straße schickte, „wie kann Dir so etwas in den Sinn kommen?“

„Das ist gar nicht so verwunderlich. Ich glaube auch, sie hat Dich recht gern.“

Er lachte kurz auf. „Bist Du eifersüchtig?“

Es wäre ihm gar nicht unlieb gewesen, wenn sie's bestätigt hätte. Aber sie antwortete ganz leidenschaftslos: „Nicht im mindesten. Du hast doch nun einmal mich gewollt.“

Waldemar drückte ihren Arm. „Und Deine schönen lieben Augen hat sie doch nicht!“

VI.

Es vergingen nur wenige Tage, bis die Geheimräthin Mauer und Baronesse Martha ihren Gegenbesuch abstatteten. Frau Freitag war darauf auch vorbereitet und hielt ihr Stübchen, wenn das möglich war, in noch größerer Sauberkeit als sonst. Mit der Geheimräthin verständigte sie sich leicht, weil dieselbe die Dinge praktisch nahm und geradeaus ihre Meinung sagte. Deshalb gab sie sich auch ohne Rückhalt. „Es ist mir gar nicht als ein Glück erschienen," sagte sie, „daß der Herr Baron seinen Willen durchsetzte, und noch jetzt ängstigt mich's mehr, als es mich erfreut. Denn ich merke täglich, wie viel dazu fehlt, daß die Beiden übereinstimmen, obschon es nie Streit unter ihnen giebt, und es will mir scheinen, als ob die Verschiedenheit größer, statt geringer wird. Es mag ihnen selbst nicht so klar werden und das ist ja gut; denn zu ändern ist nun nichts mehr. Aber daß sie sich so recht wohl befinden, wie man's ihnen wünschen muß,

glaube ich doch nicht. Gott wolle geben, daß die Ehe sie wahrhaft zusammenbringt."

„Man muß nicht verlangen," bemerkte die Räthin darauf, „daß es im Leben so zugeht, wie in den Romanen unserer Dichter. Da ist es ein von alter Zeit beliebtes Thema, zwei Menschen möglichst weit auseinander zu stellen, um sie dann eine Verbindung eingehen zu lassen, die trotz aller Hindernisse von außen zur glücklichen Vollziehung durch die Ehe gelangt. Aber die Hindernisse von außen sind oft gar nicht einmal so schwer zu überwinden, als die Hindernisse von innen, die klüglich übergangen oder machtlos der Liebe gegenüber dargestellt werden, der Siegerin auch im ungleichsten Kampf. Es ist doch damit, wie bei jeder ungewöhnlichen Errungenschaft im Leben: sie will schwer erarbeitet sein, wenn sie dauernd beglücken soll. Ich nenn's den schlimmsten Aberglauben, daß sich irgend etwas von selbst macht. Auch die Liebe setzt dem Menschen keine Flügel an; er muß auf der Erde bleiben, und alles Erdige überwinden. Selten genug reicht die Kraft dazu aus. Aber unmöglich ist's nicht. Mag in unserem Falle dem redlichen Willen der glückliche Erfolg nicht fehlen!"

Martha erfüllte ihr Versprechen in vollstem Maße. Nicht nur holte sie Lina zur Besichtigung von Sehens-

würdigkeiten aller Art ab, sondern sie saß auch stundenlang bei ihr, wenn sie an ihrer Ausstattung arbeitete, half ihr dabei, oder las ihr vor und wußte auch den fremderen Gegenständen eine Seite abzugewinnen, an der Lina's Interesse haften konnte. Sie kürzte ihre Musikübungen, um diesen freundschaftlichen Pflichten genügen zu können. Dabei vermied sie es durchaus, bei Lina mit Waldemar zusammen zu treffen. Kam er doch einmal zu ungewöhnlicher Zeit, so entfernte sie sich stets sehr bald unter irgend einem Vorwand. Lina wehrte sich anfangs gegen ein Gefühl der Zuneigung, das sich ihr gleichsam aufdrängen wollte, und vermied jede Aeußerung des Wohlgefallens an solcher Hingebung, die sie sich ohne einen selbstsüchtigen Zweck nicht zu erklären vermochte. Aber auch jetzt hätte sie Waldemar mit gutem Gewissen versichern können, daß sie nicht eifersüchtig sei. Sie wär's vielleicht auch dann nicht gewesen, wenn Martha ihr mehr äußeren Anlaß gegeben hätte; nun kam es ihr nur wunderlich vor, daß sie sich, Waldemar etwas Liebes zu erweisen, um das Mädchen bemühte, dem er seine Gunst zugewendet hatte. Diese Bethätigung einer stillen Neigung erschien ihr eher ein wenig kindisch, als rührend. Allmählich schloß sie sich doch mehr auf, und gab Beweise von Dankbarkeit, die Martha innigst erfreuten

Nur verhielt sie sich spröde ablehnend gegen jede zärtliche Annäherung; das Anerbieten, einander das schwesterliche Du zu geben, wies sie fast kränkend zurück. Sie fühlte in sich kein Bedürfniß zu solcher Umformung des äußeren Verhaltens und glaubte auch nicht daran, daß es bei Martha ernstlich vorhanden sei; jede Spielerei aber war ihr zuwider. Ein gewisses Fernbleiben schien ihr gerade das Grunderforderniß für die Dauerhaftigkeit dieses sonderbaren Verhältnisses. Martha ließ sich dadurch nicht abschrecken.

Professor Butze hatte eine Einladung zur Jagd erhalten, zwar nicht nach Bornholm selbst, aber nach einem Gute in der Nähe, und blieb länger fort, als Waldemar erwartete. Nach der Rückkehr war sein erster Gang zur Geheimräthin. Er kam dann auch öfter zu Gast, meist des Abends. Waldemar sprach in solchen Fällen mitunter noch an, wenn er von Lina kam, wo er ja immer schon früh entlassen wurde. Auch in seiner Abwesenheit war sie oft der Gegenstand des Gesprächs. Erich blieb bei seiner Behauptung, daß sie erst für die Aufgabe, die Waldemar ihr stellte, erzogen werden müsse. Der stete Vergleich mit Martha machte diesen nachgiebiger. „Sprich mit Lina," sagte er ihm endlich, „ich vertraue Deiner freundschaftlichen Wohlmeinung."

Der Professor entledigte sich dieses Auftrages bei der nächsten Gelegenheit, die er übrigens aufsuchte, um Lina allein sprechen zu können. Nur ihre Mutter war zugegen, die ja doch bei der Entscheidung nicht unbetheiligt bleiben konnte. Wie er aber auch geschickt diplomatisirte, um Waldemar aus dem Spiel zu lassen und sich den Anschein zu geben, als handle es sich um einen von ihm ganz heimlich ausgedachten und jetzt zum erstenmal zur Erörterung gestellten Plan — Lina durchschaute ihn sofort und gab sich nicht die geringste Mühe, ihn darüber im Unklaren zu halten. Das Blut war ihr in's Gesicht gestiegen, auf der Stirn saß eine Falte fest, die Oberlippe zog sich ein wenig hinauf und ließ die scharfe Linie der perlweißen Zähne sehen. „Sie würden mir so etwas nicht zumuthen, Herr Professor," sagte sie, „wenn Sie sich nicht vorher mit Waldemar darüber geeinigt hätten. Mir —! Vielleicht doch; denn es ist ja noch nicht so lange her, daß ich nichts, als die Jungfer der gnädigen Frau in einem adligen Hause war — der bietet man, was man will. Aber dem Baron gegenüber würden Sie's nicht wagen, seiner Braut dies anzusinnen. Versuchen Sie nicht, mich irre zu führen. Waldemar weiß davon und schickt Sie vielleicht gar her, weil er nicht den Muth hat, für eine solche Sache selbst einzutreten."

„Und wenn Sie nun soweit Recht hätten," antwortete der Professor, der auch auf diesen Fall gerüstet war, „daß ich Waldemar bereits um seine Meinung befragt und, da er eine längere Trennung von Ihnen auch in bester Absicht nicht meinte ertragen zu können, so lange mit allem Rüstzeug guter Gründe bedrängt habe, bis er wenigstens einwilligte, daß ich Ihnen von meinem Plane sprechen dürfe — und Sie sollen soweit Recht haben — verliert die Sache selbst dadurch irgend etwas von ihrer Bedeutung? Sie sind sonst in allem die Verständigkeit selbst, bestes Fräulein: kann es Ihnen diesmal entgehen, daß es sich um eine durchaus praktische Maßregel handelt, deren Durchführung in allererster Linie Ihnen selbst zum bleibenden Vorteil gereichen muß? Ich wäre ein schlechter Freund, wenn ich Waldemar's zärtliche Befangenheit oder Ihre Empfindlichkeit schonen wollte. Ich weiß, daß Sie Beide mir danken werden."

Er achtete nicht darauf, daß sie sich trotzig abkehrte und ihn keiner Entgegnung würdigte, brachte vielmehr mit der Wohlredenheit eines Mannes, der auch über einen schwierigen Gegenstand fließend und gut zu sprechen gewohnt ist, seine Gründe vor und beleuchtete seinen Vorschlag allseitig. Lina verlor die Geduld. Ich kenne nun Ihre Meinung,

sagte sie, „und werde darüber mit Waldemar sprechen.“

„Nein — sprechen Sie mit mir darüber,“ bat er. „Wir beide können diese Angelegenheit rein sachlich erörtern und zum Abschluß bringen. Nennen Sie mir Ihre Bedenken, Ihre Einwendungen, ich werde sie zu widerlegen suchen.“

„Ich habe keine Bedenken und Einwendungen,“ entgegnete sie unwillig, „die Ihren Vorschlag selbst angehen. Er mag ganz so treffend, ganz so wohlmeinend sein, als Sie ihn darstellen — danach frage ich nicht. Wonach ich aber frage, das kann Niemand, als der Herr Baron beantworten — und keinem als ihm habe ich Rede zu stehen.“

Es gelang ihm nicht, sie auf andere Gedanken zu bringen. Frau Freitag, die mit sehr besorgter Miene zugehört hatte, lehnte jede Einmischung ab. Er mußte seinen Rückzug antreten,

Waldemar erhielt über den Ausfall der Unterredung einen etwas verlegenen Bericht. „Ich könnte Deiner Superklugheit diese Abweisung gönnen,“ sagte er sehr beunruhigt. „Aber das ist gleichgiltig. Ich hätte Dich eine so unsinnige Partie gar nicht spielen lassen sollen. Nun sie verloren ist, versteht es sich ja von selbst, daß ich sie zu bezahlen habe.“

Er eilte sogleich zu Lina.

Sie empfing ihn nicht im Zorn, wie er erwartet hatte, aber sehr kühl, fast frostig. Sie hatte geweint.

„Verzeih den Aberwitz, Lina," bat er, ihre Hände küssend, „Erich gewähren zu lassen. Ich hätte in diesem Falle unbedingt meiner besseren Einsicht folgen müssen. Er war aber von der Trefflichkeit seines Rathes so überzeugt, meinte so leicht Deine Billigung erreichen zu können —"

„Wirf nicht auf ihn," unterbrach sie, „was Du doch allein zu verantworten hast. Hat er sich's ausgedacht, so hast Du Dir's doch angenommen, und das wäre nicht geschehn, wenn's Deine eigene Meinung nicht getroffen hätte. Und die ist, daß ich Dir, so wie ich bin, doch nicht werden kann, was Du von Deiner Frau verlangst, daß ich —"

„Lina — Du verkennst mich."

„Das glaube nicht. Bis heut' konnte ich Dich verkennen, und Du hast viel Mühe aufgewendet, daß es geschah. Ich will Dich deßhalb nicht schelten: Du warst mir gut und wolltest, daß ich die Deine werden sollte. Aber nun ist kein Zweifel mehr, ich genüge Dir nicht. Hab' ich Dir's nicht vorausgesagt — alles, alles? Hab' ich mich nicht geweigert, Dich zu binden? Hab' ich Dir nicht treulich gerathen, an mich nicht

mehr zu denken? Ich hätte bis zum Letzten standhaft bleiben sollen."

Er zog sie an sich und legte ihr sanft die Hand auf den Mund. Wenn Du Dir alle Professorenweisheit aneignetest, Du würdest meinem Herzen nicht theurer sein können."

Sie bewegte langsam schüttelnd das Köpfchen. „Es läßt sich so nicht abthun," sagte sie. „Du magst darin recht haben, und triffst es doch nicht. Ich verstehe es wohl, daß Du mich jetzt beruhigen möchtest, aber es läßt sich nichts mehr zurücknehmen. Ich weiß, was ich weiß."

„Und was weißt Du?" fragte er. „Wenn ich jedes Wort zu vertreten hätte, das Erich gesprochen hat — was ist Dir denn so Unbilliges zugemuthet? Es ist nicht Deine Schuld, daß Du keine höhere Schule durchgemacht und von Jugend auf in beschränkten Verhältnissen gelebt hast, Dich trifft kein Vorwurf, falls da etwas vermißt wird. Und wenn sich das nun so leicht ergänzen ließe, wie Erich meint —"

„Das glaubst Du selbst nicht. Ich kenne mich auch besser. Ich bin zu alt und ungelenk, um noch lernen zu können, wie die Kinder lernen. Und wenn ich mir wirklich etwas eintrichtern ließe, daß ich's herplappern könnte wie ein Papagei, oder einen Brief mit zierlichen

Wendungen zu schreiben wüßte, oder mir die schönen Redensarten einlernte, mit denen die vornehmen Herrschaften einander belügen — das würde Dich erst recht verstimmen. Mir selbst aber müßte ich ganz lächerlich vorkommen. Oder es wäre auch möglich, daß ich in solcher Pension ganz närrisch würde und mich nun wirklich für etwas hielte, das ich nicht bin — dann wärest Du recht zu bedauern und ich wollte nicht an Deiner Stelle sein. Was jetzt etwa Gutes an mir ist, könnt' ich da leicht in kürzerer Zeit, als einem Jahr einbüßen, und wenn ich Dir dann gar nicht mehr gefiele, wär's kein Wunder."

Er streichelte ihr Haar, als wollte er sie so begütigen. „Bravo," rief er, „Bravo! Du sprichst mir aus der Seele, Kind! Hättest Du nur zuhören können, was ich gegen Erich geltend machte, Du würdest Dir nicht Deine schönen Augen verweint haben."

„Und doch —! und doch . . ."

„Gieb mir einen herzhaften Kuß und Alles ist wieder gut."

Sie schüttelte den Kopf und strebte der Hand ab, die das Kinn herumziehen wollte. „Nein — es kann gar nicht wieder werden, wie es war. Das ist eben das Unglück. Ich weiß nun, daß Dir etwas fehlt. Küsse bringen es Dir vielleicht im Augen=

blick in Vergessenheit, mich aber erinnern sie erst recht daran."

Ihre Weigerung verdroß ihn. „Wenn mir etwas fehlt," sagte er, „so liegt das auf einer ganz anderen Seite."

Sie sah überrascht auf. „Was meinst Du?"

„Es ist gut, daß wir uns völlig aussprechen," antworte er mit einiger Heftigkeit, die seine Erregüng verrieth. „Ich vermisse bei Dir die zärtliche Hingabe, die ich bei meiner Braut erwarten durfte. Immer bist Du nur ängstlich darauf bedacht, mich in gemessenen Schranken zu halten; meine Liebkosungen duldest Du nur eben, und manchmal entziehst Du Dich ihnen gar recht geflissentlich. Du hast eine kühle Art sie zu erwidern, und aus eigenem Antriebe bringst Du mir keine Zärtlichkeit entgegen. Ich weiß die Zurückhaltung des Weibes zu schätzen und kann auch einsehen, daß sie einem Mädchen in Deiner Lage doppelt als eine Tugend gelten muß. Aber wenn nie das wärmere Gefühl durchbricht, in keinem Augenblick die kluge Vorsicht sich selbst vergißt —" Er merkte, daß er schon zu viel gesagt hatte und brach mit einem Seufzer ab.

„So — —" sagte sie langgezogen und immer die verwunderten Augeu groß auf ihn gerichtet. „Das

wirfst Du mir vor. Bei uns nennt man ein Mädchen leichtsinnig, das sich so benimmt, wie Dir's zu gefallen scheint. Man mag's bei den vornehmen Leuten, deren Gewohnheiten Du ja besser kennst, als ich, nicht so ansehen."

„Du mißverstehst mich," entgegnete er, erhitzt im Gesicht. „Ich beklage mich nur darüber, daß Du mir so wenig zu erkennen giebst, wie Du mich liebst."

„Aber ich bin doch Deine Braut —" sagte sie immer im Ton der Verwunderung. „Und übrigens — was Du kluge Vorsicht schiltst . . . ach! wie häßlich ist's über so etwas sprechen zu müssen. Dir freilich wär' ich am liebsten, wenn ich mich nur immer herzen und küssen ließe — — aber wie lange?"

„Lina —!" Er richtete sich in den Schultern zurecht, als wollte er so den Unmuth abschütteln. „Du solltest Deine Worte besser bedenken."

„Aber ich habe doch Recht. Und höre noch mehr. Es thut mir leid, daß ich nicht sagen kann: Tritt zurück, wenn ich Dir nicht gebildet und zärtlich genug bin. Unsere Verlobung ist nicht wie eine andere. Darum wirst Du nun wohl aushalten müssen — gern oder ungern — Du hast es so gewollt."

Waldemar legte die Hände auf ihre Schultern und schüttelte sie ein wenig. „Aber so verdirb doch

nicht Alles mit Deiner unseligen Schwarzseherei," bat er. „Es ist doch wahrlich kein Grund, die Sache so auf die Spitze zu stellen. Sei wieder gut und freundlich. Das dumme Zeug soll uns nicht mehr kümmern. Und wenn Dir's recht ist, Lina, beweise mir's am besten dadurch, daß wir nun endgültig über vier Wochen die Hochzeit ansetzen. Es ist ja nicht durchaus nöthig, daß alle Servietten und Taschentücher bis dahin gezeichnet sind."

Das überraschte sie offenbar angenehm. „Es wäre zu bedenken," sagte sie lächelnd, betrachtete ihn ein Weilchen kopfschüttelnd, als ob eigentlich noch viel darüber zu bemerken wäre, lehnte sich an ihn und hielt ihm den Mund zum Kuß hin. „Bist Du nun zufrieden?"

Auf dieses heftige Gewitter, das doch nicht eingeschlagen hatte, folgte ein recht erquicklicher Abend. Beide hüteten sie sich, den bösen Streit nochmals zu berühren, oder den Gegenstand auch nur zu streifen. Aber der Himmel ihres Glückes war doch nicht von Wolken gereinigt. Recht drohend lagerten sie rundum am Horizont, jeder Windstoß konnte sie wieder hinauftreiben. Sie wußten es auch. Was sie einander gesagt hatten, blieb unvergessen und wirkte nach. Es war, als ob sie auf einem Pfade wandelten, unter dem

das Erdreich ausgehöhlt war, so daß sie leise und vorsichtig auftreten mußten, um die trügerische Decke nicht zu durchbrechen. Das wohlthuende Gefühl von Sicherheit und Vertrauensseligkeit wollte sich nicht zurückfinden.

Der Professor hatte den Mißerfolg seiner Sendung bei der Geheimräthin nicht verschwiegen. Am Sophatisch derselben wurde darüber viel hin und her gesprochen. Die Baronesse nahm dabei auch jetzt Lina's Partei. Sie selbst würde wahrscheinlich sich ebenso ablehnend verhalten haben. Die Räthin meinte, im Grunde habe der Professor Recht, aber daß sein Mittel versage, sei ihr doch erfreulich. „Auf das Mädchen paßt eben die Schablone in keiner Weise.“ Man müsse es anders anfangen.

Eines Tages fuhr sie bei Frau Freitag vor und blieb bei ihr, ganz ihrer eiligen Gewohnheit entgegen, eine gute Stunde. „Ich komme eigentlich mit einer Bitte,“ sagte sie, nachdem das Gespräch sich eine Weile um gleichgültigere Dinge gedreht hatte, „und hoffe nicht abschlägig beschieden zu werden. Ich weiß, daß ich meiner Nichte Martha kein größeres Vergnügen bereiten kann, als wenn ich ihr eine liebe Freundin in's Haus einlade, und die liebste ist ihr jetzt Lina. Ich kann mich bei meinen vielen Geschäften ihr nicht so

ganz widmen, als ich möchte; sie ist viel allein, und die Musik beschäftigt sie nicht ausreichend. Auch ist eine alte Frau nicht die richtige Gesellschaft für sie. Die beiden Mädchen aber würden sich trefflich ergänzen, und bei dauerndem Zusammensein ihre freundschaftlichen Beziehungen befestigen. Was meinen Sie also, verehrte Frau, wenn Sie mir Ihre Lina auf ein paar Wochen oder Monate — wir wollen die Frist vorläufig unbestimmt lassen, für meine Martha anvertrauten? Sie soll durchaus keine Verpflichtungen übernehmen und in Allem wie ein lieber Gast gehalten werden, dessen Freiheit zu gehen, wenn es ihm gefällt, übrigens unbeschränkt bleibt."

Es versteht sich von selbst, daß dieser ganz unvermuthete Vorschlag auf schwere Bedenken stieß. Frau Freitag wollte es nicht in den Sinn, daß dabei die Rücksicht auf Martha maßgebend gewesen sein solle, und Lina selbst, die zugegen war, witterte den Einfluß des Professors, wenn nicht Waldemar's. Aus versteckten Aeußerungen, die höflich eine Ablehnung motiviren sollten, erkannte die Geheimräthin leicht ihre Meinung heraus. „Ich mache so ungern mir als Andern einen blauen Dunst vor," bemerkte sie darauf. „Was ich sage, ist die Wahrheit Martha ahnt von meinem Vorhaben nichts; ich habe davon überhaupt bisher mit Niemand

gesprochen, da ich erst Ihrer Zustimmung gewiß sein wollte — wirklich mit Niemand. Aber ich leugne gar nicht, daß ich nicht einseitig nur sie im Auge gehabt habe. Indem ich ihr etwas Liebes erweise, glaube ich es zugleich Lina zuzuwenden. Meine gute Frau Freitag, wir wollen als verständige Leute den Umständen billige Rechnung tragen und uns nicht darauf versteifen, sie meistern zu können. Mir ist bekannt, daß die Rede davon gewesen sei, Lina in eine Pension zu schicken. Sie mögen die besten Gründe gehabt haben, diesen Vorschlag für unannehmbar zu erklären; aber wenn Sie nicht durchaus die Augen schließen wollen, werden Sie doch zugeben müssen, daß er einem ganz richtigen Gefühl entsprungen ist. Lina soll in kurzem die Frau eines Mannes werden, der durch seinen ererbten Namen und durch den Grad, den er sich in wissenschaftlichen Kreisen selbst erworben hat, eine gewisse, weit bemerkbare Stellung in der Welt einnimmt. Sie ist darauf nicht vorbereitet, und die Gesellschaft ist darauf nicht vorbereitet. Allen Theilen muß daher ein Uebergangsstadium erwünscht sein. Mein Haus bietet es in zufällig günstigstem Maße. Es ist nicht, was man ein großes oder vornehmes Haus nennt, aber es steht vielen geachteten und in der besten Gesellschaft angesehenen Personen offen; es herrscht ihn ihm, wie ich rühmen darf,

ein wohlthuender, geistiger Verkehr in freien Formen. Ist Lina darin mein Gast, so ist sie doch zugleich auch der Gast einer jungen Dame, die für sie wahrhaft freundschaftliche Gesinnungen hegt. Martha kann ihr aber auch mehr als eine Gesellschafterin, sie kann ihr in diesem Falle eine Lehrerin und Erzieherin sein — viel besser und wirksamer, als ein Pensionatsprofessor. Bedenken Sie endlich, daß es für Lina in der Meinung aller derer, mit denen sie nothwendig künftig in Beziehung treten muß, von unverkennbarem Vorteil ist, wenn sie gewissermaßen aus meinem Hause — erlauben Sie mir zu sagen: als meine liebe Pflegetochter heiratet. Daß mich kein selbstsüchtiger Wunsch leitet, es sei denn der, mich an guter Menschen Wohlbefinden zu erfreuen, darf ich wohl nicht erst versichern."

In dieses Spiel mit aufgedeckten Karten ließ Frau Freitag sich williger ein, als nach dem ersten scheuen Zurückweichen zu erwarten stand, und auch Lina widersetzte sich kaum ernstlich. So energisch sie Waldemar abgetrumpft hatte, so zaghaft beschäftigte sie sich doch seitdem mit dem Gedanken, daß sie sich vielleicht einen Weg des Heils habe verschließen müssen. Nichts hätte sie bewegen können, ihre Erklärung zu ändern, aber die Einladung der Geheimräthin, die weder Waldemar noch der Professor beeinflußt hatte, die so ganz etwas

anderes war und doch auf dasselbe Ziel hinführte, kam ihr jetzt sehr gelegen. Sie konnte Waldemar wenigstens ihren guten Willen bethätigen, sich zu seinem und ihrem Glück leiten zu lassen, und that es gern. So küßte sie denn sichtlich erfreut der Geheimräthin die Hand und sagte: „Befehlen Sie über mich, gnädige Frau. Ich habe das beste Vertrauen zu Ihnen, daß Sie es mit uns gut meinen, obgleich ... aber ich widersetze mich nicht. Geben Sie mir nur Gelegenheit, mich in Ihrem Hause auch ein wenig nützlich zu machen; ich werde dann Ihre Wohlthat mit um so größerem Dank empfinden."

„Ein tüchtiger Mensch kann gar nicht anders, als sich an jeder Stelle nützlich machen," antwortete die alte Dame, ihr die Wange streichelnd. „Sie sollen auch darin bei mir freie Hand haben — nur daß Sie vor allen Dingen nicht vergessen, was Sie sich schuldig sind."

VII.

Nach vierundzwanzig Stunden schon siedelte Lina zur Geheimräthin über.

Sie theilte dort mit Baronesse Martha das Schlafstübchen. Sie saß während der Musikübungen mit der Arbeit nicht weit vom Klavier. Sie las ihr vor — anfangs recht ungeläufig und mit wenig Ausdruck, aber doch aufmerksamer, als wenn sie zuhören sollte — sie begleitete sie auf Ausgängen in die Stadt, selbst zu Besuchen bei befreundeten Familien, sie schrieb Briefe nach Diktat und versuchte sich im Zeichnen mit der Bleifeder nach leichten Mustern, sie lernte Gedichte auswendig, was ihr schwer genug wurde, und fehlte bei den Visiten nicht, die die Geheimräthin oder Martha empfingen und bei denen selten ein ganz gleichgiltiges Wort gesprochen wurde. Küche und Keller ließen bei der reichen Dame nichts zu wünschen; man lebte in einem gewissen Ueberfluß, konnte jeden Augenblick haben, was die Laune begehrte. Die bequem ausreichende Dienerschaft war gut geschult und that so auskömm-

lich ihre Pflicht, daß für eine Hilfeleistung kaum Raum blieb.

Lina hätte sich's können wohl sein lassen; so war ihr noch im Leben nicht „aufgewartet" worden, so gut hatte sie noch nie gegessen und getrunken, so war man noch nie um ihre Unterhaltung bemüht gewesen. Und doch fühlte sie sich nichts weniger als behaglich. Das Meiste, was sie bisher gewohnt gewesen war, für sich selbst und andere zu thun, sollte sie nun von den Leuten besorgen lassen; es wurde offenbar nicht einmal gern gesehen, wenn sie Hand anlegte. Dafür hatte sie sich fortwährend mit Dingen zu beschäftigen, die einen Zwang übten. Wenn sie ihre Mutter besuchte, rühmte sie wohl die Güte der Geheimräthin, die Liebenswürdigkeit der Baronesse, unterließ aber doch nicht hinzuzusetzen: „Ich säße viel lieber hier in Deinem Stübchen am Fenster bei der Ladenarbeit und theilte mit Dir Deine Armuth."

Es verstand sich von selbst, daß ihre einfache Garderobe den Bedürfnissen des jetzigen Aufenthalts nicht mehr genügen konnte. Die reichen Weihnachtsgeschenke kamen nun nach der Reihe zur Verwendung. Die Geheimräthin trug stets das schwarze Kleid, aber sie schien es gern zu sehen, wenn die jungen Mädchen sich putzten und mit der Toilette wechselten. „Die

Jugend muß hübsch aussehen," sagte sie, „und ihre Freude daran haben, Anderen zu gefallen." Auch hier folgte sie wahrscheinlich pädagogischen Principien: Lina sollte, indem sie auf diese Aeußerlichkeiten mehr achtete, doch die ängstliche Sorge um sie verlernen und sich an den reicheren Besitz gewöhnen. Sie sollte sich auch ganz frei in einem Kleide von kostbarstem Stoff bewegen können. Waldemar schenkte allerhand Schmuck, der nun unentbehrlich schien, Uhr, Ringe, Ketten, Gemmen, Armbänder. Wie viel Mühe hatte er kürzlich noch gehabt, ihr die kleinen Brillanten aufzuzwingen; jetzt opponirte sie nicht mehr. Es schien ihm eher, daß sie zu gleichgültig die köstlichsten Geschenke wie leichten Tand entgegen nahm.

Von der Hochzeit über vier Wochen war natürlich nicht mehr die Rede. Dagegen ließ die Geheimräthin etwas davon verlauten, daß sie im Frühjahr mit den beiden Mädchen nach Oberitalien zu reisen beabsichtige. Der Plan gewann festere Gestalt. Martha suchte Specialkarten und Reisebücher vor; man bestimmte die Orte, an denen gerastet werden sollte. Auch Bilderwerke wurden eingesehen und demonstriert. „Auf Reisen lernt man die Augen groß aufthun," äußerte die Geheimräthin, „sich im ungewohnten leicht zurechtfinden. Der Verkehr mit vielen fremden Menschen von Tage

zu Tage macht uns beweglicher, bringt uns aus uns heraus. Auch hat das Hotelleben für gewisse Zeit seine unbestreitbaren Reize; man wechselt die Palais, die Dienerschaft, die Tafel, die Equipage, und hat nichts weiter zu thun, als vor dem Aufbruch seine Rechnung zu begleichen. Es ist das auch eine Art des Zigeunerns, zu dem der Mensch nun einmal eine stark eingeborene Neigung hat. Auf Reisen gehört uns die ganze Welt."

Für Lina hatte es etwas Beängstigendes, sich so vogelfrei zu denken.

Waldemar kam täglich zum Abend, mitunter auch im Lauf des Tages: er war nun in keiner Weise mehr beschränkt. Es schien ihm aber jetzt viel weniger als früher daran zu liegen, mit Lina allein zu sein. Oefters brachte er den Professor mit, auch sonst fehlte es selten an dem einen und andern Gast. Das war eine belebtere Unterhaltung als am Tisch der Frau Freitag. Baronesse Martha stand immer unwillkürlich im Brennpunkte derselben. In ihr sammelten sich alle Strahlen, und von ihr gingen sie wieder leuchtend in die Runde aus. Sie hatte immer so viel Merkwürdiges gesehen oder in ihrer Lektüre aufgefunden, oder aus dem Gespräch herausgehört; auch ihre Musikstudien wußte sie gefällig zu verwehrten, indem sie stets mehr Ge-

wicht darauf legte, die kleine Gesellschaft mit etwas Neuem auf musikalischem Gebiet bekannt zu machen, als ihre Spielfertigkeit zu beweisen. Deshalb stockte auch die Unterhaltung am Clavier nicht. Die Herren stützten sich meist auf die Schmalseite des Flügels und nahmen eifrig Theil.

Lina trat bei diesen Zusammenkünften täglich mehr in den Hintergrund. Es war nicht Martha's Schuld. Sie bemühte sich auf das Liebendswürdigste, Lina vorzuziehen, mit den Hausfreunden bekannt zu machen, in's Gespräch zu verwickeln, indem sie dasselbe auf Gegenstände lenkte, die ihr nicht mehr ganz fremd waren. Aber Lina zog sich um so scheuer in sich zurück. Sie war nicht mehr unbefangen genug, um sich einfach und natürlich geben zu können, wie sie war; alles was sie hätte vorbringen können, schien ihr gar nicht des Redens wert, oder sie fürchtete auch etwas Dummes und Ungeschicktes zu sagen. Hatte sie sich zur Noth eine Meinung gebildet, so war gewöhnlich auch schon der Gegenstand verlassen. Martha's Ueberlegenheit zeigte sich in Allem so groß, daß es ganz thöricht scheinen mußte, neben ihr etwas bedeuten zu wollen. So schwieg sie lieber ganz, saß in ihren Stuhl zurückgelehnt, hielt den Kopf gesenkt und spielte mit ihren Ringen oder den Fransen der Tischdecke. Richtete sich

eine Frage an sie, so begnügte sie sich mit der knappsten und unbedeutendsten Antwort, oder sie nickte auch nur, höflich lächelnd oder schüttelte den Kopf. Eine Zeitlang spannte sie wenigstens ihre Aufmerksamkeit, um dem Gespräch der Andern zu folgen. Aber meist langweilte es sie allzusehr, so daß sie bald erschlaffte. Zuletzt hörte sie kaum noch hin. „Unsere Lina scheint schon recht müde zu sein," bemerkte dann wohl die Geheimräthin mitleidig.

Waldemar behandelte sie mit der Rücksicht, die er seiner Braut schuldete. Aber er war eine viel zu lebhafte Natur, um nicht schon das nachsichtige Gewährenlassen auf die Dauer als eine Pein zu empfinden. Martha fesselte ihn mehr und mehr. Auch wenn er Lina's Hand in die seine nahm oder den Arm um sie legte, wanderten seine Blicke doch zu Martha hinüber, wie seine Worte an sie gerichtet waren. Ohne sich dessen bewußt zu werden, stand er bald nur noch zu ihr in einer innerlichen Beziehung, und sie verstärkte und verinnerlichte sich bei jedem neuen Zusammensein. Lina schien nichts zu vermissen, an ihn gar keinen Anspruch mehr zu erheben. Er besuchte bei der Geheimräthin seine Braut, aber er war dort doch eigentlich nur bei Martha. Sie schien nichts davon zu merken, behandelte ihn freundlich und zuvorkommend, wie jeden

andern Gast. Das gerade machte ihn um so sicherer und sorgloser. Er war bereits weit ab von Lina, ohne auch nur zu ahnen, daß sich etwas verändert hatte.

Die alte Dame hatte es so gut mit Waldemar und Lina im Sinn gehabt. Nun zeigte ihre kluge Vorkehrung nicht nur nicht den erwarteten Erfolg, sondern drohte ihm entgegenzuwirken. Martha hatte sie sich als verbindendes Glied gedacht, und sie gerade wurde der treibende Keil. Das gab sich fremden Augen freilich nicht so leicht zu erkennen. Die Geheimräthin war überdies in ihr gutes Werk ein wenig verliebt und dachte viel mehr an die Krönung desselben, als an die Untersuchung der Fundamente. Es wäre ihr eine große Genugthuung gewesen, wenn sie die stolze Baronin von Friesel-Bornholm hätte bewegen können, nun doch der Verbindung ihres Sohnes mit Lina zuzustimmen. Sie dachte sich dies wohl als möglich, nachdem durch ihr Dazwischentreten die Grundlagen so wesentlich verändert waren. Die Baronin, hoffte sie, würde gern die goldene Brücke betreten, die sie ihr gebaut hatte. Sie entschloß sich kurz und schrieb ihr einen Brief zur Verständigung. Lina erhielt darin ein sehr warmes Lob.

Sie konnte nicht vermuthen, daß die Baronin gerade bei Empfang dieses Briefes sich in der übelsten

Stimmung befand. Es war etwas geschehen, das sie für fast ebenso unmöglich gehalten hätte, als Waldemar's Verlobung mit Lina, wenn es sie auch nicht in gleicher Weise unvorbereitet traf und bestürzte. Professor Butze war wieder zur Jagd gewesen, diesmal von Baron Altmark eingeladen. Um sein Kolleg nicht zu vernachlässigen, hatte er schon am andern Tage wieder abreisen wollen, war aber unschwer überredet worden zu bleiben, da ein ländlicher Ball in naher Aussicht stand. Er war schließlich eine ganze Woche fortgeblieben, um dieses wichtige Ereigniß nicht versäumen zu dürfen. Inzwischen hatte er wiederholt auch Bornholm besucht. Und auf dem Ball endlich war es zu einer Erklärung zwischen ihm und Bettina gekommen. Sie hatte mit dem Jawort gar nicht gezögert und auch viel Courage bewiesen, als er am nächsten Morgen bei der Baronin um ihre Hand anhalten kam. Sie versicherte sehr energisch, daß sie Erich — der Vorname war ganz nach ihrem Geschmack und sie sprach ihn allerliebst — nun einmal gut sei und lieber unverheiratet bleiben, als von ihm lassen werde. Gegen den Professor sei „etwas Vernünftiges“, wie sie sich im Eifer etwas despektirlich ausdrückte, gar nicht einzuwenden. Was ihm fehlte, war freilich für die Baronin ein so wesentliches Stück, wenn nicht

des Menschen überhaupt, so doch der besonderen Species, zu der sie selbst sich gehörig wußte, daß an sofortige Einwilligung gar nicht gedacht werden konnte. Es mußte ihr schon hoch angerechnet werden, daß sie des Professos Wünsche nicht auf der Stelle als unerfüllbar bezeichnete, sondern sich eine Frist zur Ueberlegung vorbehielt. Sie werde mit ihrem Schwiegersohn sprechen, da sie leider das eigentliche Haupt der Familie in diesem schwierigen Fall nicht zu Rath ziehen könne. „Der Schwager wird antworten, was Olga decretirt," hatte Bettina eingewendet; „meine Schwester hat aber ihren Mann und soll sich um den meinigen nicht kümmern." Es war jedoch dabei geblieben und der Professor hatte abreisen müssen, ohne Gewißheit zu erhalten. Unter solchen Umständen hütete er selbst dem Freunde und Bruder seiner Liebsten gegenüber strenge das Geheimniß. Sein unruhiges Wesen fiel weniger auf, weil er dringende Arbeiten vorschützend, bei der Räthin jetzt seltener erschien, und sich immer rasch wieder entfernte. Es dauerte seiner Ungeduld sehr lange, bis die Baronin sich entschied. Fast schien es so, als ob sie seinen Antrag mit Stillschweigen begraben wollte.

Der Brief der Geheimräthin hatte Oel ins Feuer gegossen. Es mußte erst nochmals hoch auflodern und dem nur obenhin verkohlten Brennstoff in's Mark

zehren. Endlich entschloß die Baronin sich doch nur zu wenigen, die Frage offenhaltenden Zeilen an sie. Sie sei aus verschiedenen Gründen veranlaßt, nächstens selbst nach der Stadt zu kommen, und hoffe dann auch Gelegenheit zu haben, sie zu sehen und zu sprechen. Nicht einmal ein Wort des Dankes war zugefügt.

Eines Abends traf Waldemar, als er sich zu gewöhnlicher Zeit einfand, nur Martha zu Hause. Die Geheimräthin wurde von einer Vorstandssitzung aufgehalten, der sie schon eine lange Dauer vorausgesagt hatte, und Lina war Nachmittags zu ihrer Mutter gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Sie müsse ja aber gleich kommen. „Es ist doch sonderbar, daß sie sich verspätet," meinte Waldemar. „Sie kennt meine Stunde und ist sonst nicht gern allein auf der Straße, sobald die Laternen angesteckt sind."

„Man kann ja nicht wissen, was sie aufgehalten hat," beruhigte Martha, „und es ist an sich noch nicht spät."

Auf dem Tisch brannten die Lampen. Martha setzte sich wieder zu ihrer Arbeit, von der sie eben aufgestanden war. Waldemar nahm ihr gegenüber Platz. Das Gespräch streifte allerhand gleichgültige Dinge, wie das so geschieht, wenn jeden Augenblick eine Unterbrechung erwartet wird. Es entstanden auch

Pausen, die abzukürzen kein Theil ein besonderes Bedürfniß zu haben schien. Martha arbeitete still weiter, ohne aufzublicken, und der Baron schaukelte seinen Fuß und sah nach der Decke hinauf, wenn er nicht die Uhr zog und eine Minute lang den schleichenden Gang des Zeigers verfolgte.

„Ich möchte am Ende doch Lina entgegen gehen," sagte er, als eine gute Viertelstunde verflossen war.

„Sie wird ja die Pferdebahn benutzen," bemerkte Martha. „Aber wie Sie wollen —"

„Ich langweile Sie."

„O, das kann Sie außer Sorge lassen, Herr Baron."

„Aber Sie haben Recht — ich verfehle Lina aller Wahrscheinlichkeit nach doch."

Martha entgegnete darauf nichts. Nach einer Weile fragte Sie: „Kommt der Professor heut?"

„Ich sprach ihn nicht," antwortete er. „Gestern fand ich ihn in merkwürdig verdrießlicher Stimmung. Er scheint etwas auf dem Herzen zu haben, das doch nicht herunter kann."

„Auf dem Herzen?"

„Ich will nicht plauderhaft sein. Vielleicht ist es auch schon herunter, aber nicht nach Wunsch aufgehoben. Oder . . . pah! man kann's dahin gestellt sein lassen."

Da sie schwieg, fuhr er wie zu sich selbst sprechend fort: „Es ist überhaupt mit unseren Herzenswünschen eine so eigene Sache. Wenn sie uns nicht erfüllt werden, sind wir sehr ungehalten. Und wenn sie uns erfüllt werden . . .“

Er brach ab, stand auf und ging durch das lange Zimmer bis zum Schreibtisch der Geheimräthin, wieder zurück und nochmals bis zum Mittelfenster, wo er eine Weile stehen blieb, die Vorhänge zurückschob und auf die Straße hinabblickte.

„Lina's Ausbleiben scheint Sie zu beunruhigen,“ sagte die Baronesse.

„Ich dachte jetzt nicht daran,“ erwiederte er, sich zurückwendend.

Er ging wieder, ihr im Rücken, ein paar Mal auf und ab. Zuletzt blieb er hinter ihr stehen, zögerte noch einen Moment und setzte sich dann auf den Stuhl dicht neben sie. Leise ihren Arm berührend, als ob er sie bewegen wollte, die Arbeit ruhen zu lassen, und den Kopf vorbeugend, sagte er in merklicher Erregtheit: „Ich habe schon lange eine Frage an Sie richten wollen — eine Frage, die mir seit einiger Zeit viel Kopfzerbrechen verursacht, mit der ich nicht fertig werden kann . . . Es scheint zufällig gerade, da wir allein sind, die Zeit günstig . . . eine gewiß

recht sonderbare Frage: Glauben Sie nun, daß ich das Rechte getroffen habe?"

Martha blickte überrascht und etwas scheu um. „Worin das Rechte getroffen —?"

„Worin? Es kann da doch nur eins geben, denke ich. Sie haben Lina jetzt täglich und stündlich unter Augen, sind mit ihr im engsten Verkehr —"

„Doch nicht so, wie Sie's voraussetzen, Herr Baron. Wir sind einander in diesen Wochen wenig näher getreten, sehr wenig. Es ist nicht meine Schuld — wohl auch nicht Lina's . . ."

„Sie wollen damit sagen —"

„Ich will nichts sagen — ich möchte nichts sagen. Lina giebt sich schwer . . ."

„Das erfahren auch Sie?"

Martha lehnte sich in den Stuhl zurück und fixierte ihn mit ihren klugen Augen scharf. „Herr Baron —! sollten Sie wirklich das Bedürfniß empfinden, bei mir über Ihre Braut Erkundigung einzuziehen?"

„Das tiefste," versicherte er, „gerade bei Ihnen und über sie. Es scheint mir, daß ich ein Orakel brauche. In mir ist alles schwankend, verworren — ich traue meinen Sinnen nicht mehr und meiner Vernunft noch weniger. Was ich für Lina fühlte — ich

glaubte, es sei Liebe. Aber wie kommt es, daß dieses Gefühl, zuerst so überwältigend stark, seine beglückende Wirkung immer schwächer äußert? Daß selbst der Wunsch zu besitzen —“

Sie rückte den Stuhl ein wenig ab. „Sie erschrecken mich. Das ist ein Geständniß . . . nein! Sie sollen nicht weiter gehen, vielleicht in einem Augenblick des Mißmuths.“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht so — gewiß nicht. Was ich Ihnen jetzt enthülle, bewegt schon lange mit allen Schauern des Zweifels und der Furcht mein Gemüth. Es drängt sich nur so plötzlich auf die Lippen, weil die Gelegenheit nicht versäumt sein will, Gewißheit über mich zu erhalten, von dem einzigen Menschen, der sie mir zu geben vermag.“

„Wie vermag ich Ihnen Ihr Gefühl zu deuten, Herr Baron,“ fragte sie ganz bleich im Gesicht.

„Nun denn! so antworten Sie mir auf das andere,“ rief er. „Es schien so selbstverständlich, so gar nicht fragwürdig. In der Eitelkeit meines Herzens habe ich's für unmöglich gehalten, daß es anders sein könne. Wenn Zwei einander feierlich das Wort geben, Mann und Weib sein zu wollen . . . aber doch! es ist eine unbegreifliche — eine lächerliche Versäumniß, danach nicht zuerst und vor allen Dingen gefragt zu

haben. Antworten Sie mir als eine aufrichtige Freundin: Liebt Lina mich?“

Sie zuckte mit den Lippen. Waldemar hatte den Zweifel berührt, der ihr selbst beängstigend aufgestiegen war, seit sie das Paar beobachtete. Sie wünschte sich nicht zu verrathen, zwang sich zu einem Lächeln und sagte: „Das ist die sonderbarste Frage, die an alle Menschen außer einen, gestellt werden kann. Wenn's wirklich nicht längst geschehen sein sollte — mag Lina Ihnen darauf antworten.“

„Sie kann's nicht — sie würde gar nicht begreifen, was ich von ihr wollte. Wissen Sie das nicht so gut, als ich? Sie hat sich mir verlobt, sie wird mich heirathen, sie wird mir eine pflichttreue, zuverlässige, opferwillige Frau werden, sie wird bis auf den Buchstaben Alles halten, was sie mit einem feierlichen Ja bekräftigt — aber ob sie mich liebt, werde ich deshalb doch nicht wissen, und sie selbst wird es nicht wissen. Sie wird meinen, mir Alles zu geben, was das Weib dem Manne geben kann, und daneben die Frage ganz unverständlich finden, ob sie mich liebe. Das Wort ist unter uns, so wunderlich das klingen mag, kaum genannt worden. Das kommt mir erst jetzt zur Erkenntniß, da ich begreife, was ich vermisse. Und ich begreife nun auch, wie es gekommen ist, und so kom-

men mußte, daß ich niemals gefragt habe: Lina, liebst Du mich? Ich hatte unbewußt das sichere Gefühl, daß sie keine Antwort hätte, die der Frage entspräche — weder mit Worten, noch mit Zeichen. Oder täusche ich mich in alledem? Sehe ich nur mit umflorten Augen, weil die Leuchte innen trübe brennt? Thue ich Lina Unrecht, verkenne ich sie? Lebt doch in ihrem Tiefsten ein Funken göttlichen Feuers, der zu rechter Zeit wie ein Blitz einzuschlagen und alles todte Edelmetall zu leidenschaftlichem Glühen zu zwingen vermag? Sie, Martha, haben diesem Mädchen Ihre Freundschaft geschenkt — meinetwegen, leugnen Sie es nicht! Sie haben sich eine Seele erschließen wollen, um in ihr die Regungen zu wecken, die Sie nur gebunden glaubten. Was haben Sie gefunden? Es ist undenkbar, daß Sie nicht zu ergründen bemüht gewesen sein sollten, was ich Lina bin. Und so ist die Frage, die ich gerade an Sie richte, nicht mehr sonderbar, sondern die natürlichste von der Welt: Liebt Lina mich?"

Martha saß wie entgeistigt da. Ihre grauen Augen starrten in's Weite, die schmalen Lippen waren halb geöffnet und bleich, die Brust schien nicht zu athmen. Sie hatte die Hände übereinander auf ihre Arbeit gelegt; die Finger zuckten nicht. Sie wußte, daß er ihr selbst in diesem Augenblick seine Liebe er-

klärte, sie wußte, daß sie ihn liebe, sie wußte, daß sie eine ungeheure Verantwortung auf sich nahm, wenn sie die Wahrheit sagte, daß die Wahrheit tödten müßte — ihn, Lina, sie selbst — und doch hätte sie in diesem Augenblick nicht um alle Schätze Himmels und der Erde eine Lüge über die Lippen bringen können. „Liebt Lina mich?“ fragte er nochmals, indem er seine bebende Hand auf ihren Arm legte, und sie schüttelte langsam feierlich das Haupt — „Nein, nicht so wie Sie's meinen — nicht so wie ich's verstehe . . . aber die Frage kommt zu spät — Lina ist Ihre Braut.“

Er ließ die Hand sinken und fiel im Stuhl zusammen. „Die Frage kommt zu spät,“ wiederholte er fast tonlos. Dann raffte er sich plötzlich auf. „Nein,“ rief er, „ich will und werde nicht der Sclave meiner Gewissenhaftigkeit sein. Martha —! Dasselbe Licht —“

Sie stand auf und trat zurück. „Herr Baron, — Sie werden Ihr Wort halten.“

„Ich habe es gegeben in der Voraussetzung, daß eine große Leidenschaft —“

„Sie haben es bedingungslos gegeben.“

„Martha, wollen Sie mich verpflichten, für eine Thorheit mit dem Elend des ganzen Lebens zu büßen?“

„Ich habe Ihnen keine Pflicht aufzulegen. Aber

wer sagt Ihnen, daß Ihre Buße nicht schwerer sein wird, wenn Sie Ihr Wort brechen?"

„Es giebt dann doch die Möglichkeit einer Erlösung. In diesen Banden aber —"

„Zerstören Sie nicht muthwillig Ihr ganzes Glück."

„Was ist davon noch zu retten? Martha, wenn ich Ihnen sage —"

„Ich darf nichts mehr hören!"

Er war rasch auf sie zugetreten und hatte ihre Hand ergriffen. Sie riß sich gewaltsam los und wendete sich zum Gehen. In diesem Augenblick wurde hastig die Thür geöffnet. Lina trat ein. Sie war außer Athem. „Entschuldigt," bat sie, „daß ich so lange ..." Sie stockte, da nun ihr Blick über die Beiden hinstreifte, deren heftige Bewegungen irgend einen ungewöhnlichen Vorgang verriethen. Waldemar glühte das Gesicht, Martha sah erzürnt aus und preßte die Lippen zusammen; sie stand halb abgewendet. Lina trat ein paar Schritte näher, sie immer im Auge behaltend. „Aber ..." sie erwartete, daß Waldemar sie begrüßen sollte. Langsam gewann er soviel Fassung, ihr die Hand zu reichen. Sie betrachtete ihn verwundert und dann wieder Martha, die unschlüssig schien, was sie thun oder lassen solle. „Ich finde euch so sonderbar verwirrt ..."

„Die Tante ist noch nicht von ihrer Vorstandssitzung zurückgekehrt," sagte Martha, um doch etwas zu sagen.

„Und ich nöthigte Sie, dem Herrn Baron so lange allein Gesellschaft zu leisten — oh!"

„Ein heftiges Kopfweh ... erlauben Sie, daß ich mich ein paar Minuten zurückziehe."

„Es ist wohl am gerathensten," bemerkte Waldemar, „wenn ich unter solchen Umständen die Rückkehr der Frau Geheimräthin nicht abwarte."

„O, bleiben Sie doch ganz ungenirt," bat Martha, schon an der Thür zum Bibliothekzimmer. „Ich bin sogleich wieder hier. Nur ein paar Minuten ..." Sie verließ den Salon.

Lina hatte indessen Hut und Mantel abgelegt. „Es muß doch etwas vorgefallen sein," sagte sie.

„Gewiß," antwortete er, „aber es eignet sich jetzt nicht zur Erörterung. Ein andermal, Lina ..." Er vermied es, ihr in die fragenden Augen zu sehn und hielt ihre Hand schlaff in der seinen. „Findest Du es nicht angemessen, Lina, daß ich mich zurückziehe, da die Geheimräthin ..."

„Aber ohne daß Du Dich auch nur erkundigst, was mich so verspätet hat —?" Ihre Stimme hatte einen ungewöhnlich schrillen Klang.

Er erschrak. „Freilich — ich vergaß ... aber Du wirst doch wohl eine nothwendige Abhaltung gehabt haben.“

„Unzweifelhaft — und eine sehr merkwürdige.“

„So sage doch —“

„Der Schreck steckt mir noch in allen Gliedern.“

„Der Schreck? Ich will nicht fürchten, daß Dir unterwegs etwas —“

Sie schüttelte den Kopf. „Sollte ich nicht erschreckt sein? Er ist wieder hier.“

„Wer?“

„Ja, wer? Das sollte ich Dich rathen lassen. Der Jost Blankenstein.“

Waldemar zuckte es durch alle Muskeln. „Dein früherer —“

„Mein früherer Bräutigam — jawohl, derselbe Jost Blankenstein. Er ist bei meiner Mutter gewesen und hat sich entschuldigt, daß er nicht zur genauen Zeit habe zurück sein können. Als er dann erfahren, was inzwischen geschehen, hat er sehr lamentirt und gelärmt und einen großen Beutel mit Goldstücken auf den Tisch geworfen und seine Brieftasche vorgezeigt, in der werthvolle Papiere sein sollten. Er hat nicht glauben wollen, daß wir in allen Ehren ein Paar sind — der abscheuliche Mensch — und Drohungen aus-

gestoßen, daß er mich wohl zu finden wissen werde, und es Dir schlecht gehen sollte. Ich war so in Angst gesetzt, daß ich mich nicht auf die Straße wagte, bis Bernhard nach Hause kam und mich begleitete. Auch ihn hat Jost im Comptoir aufzufinden gewußt und nach mir ausgefragt. Er soll ganz wild sein und gesagt haben, er fürchte Polizei und Gericht nicht; er werde thun, was er für nöthig halte, und dafür leiden, was man über ihn verhänge . . .“

Waldemar hatte diesen Bericht mit wachsender Spannung angehört. Jost zurück! und diese bedeutsame Nachricht gerade jetzt! Er vermochte nicht sofort Stellung dazu zu nehmen. „Und Du hast ihn noch nicht wiedergesehen?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete sie, „die Mutter hätte ihn nicht eingelassen, so lange ich dort war, und auf der Straße muß er mich verfehlt haben, wenn er mir aufgelauert haben sollte. Ich will ihn auch nicht wiedersehen — es giebt ein Unglück. Ich bin zwar in meinem Recht, aber das kümmert ihn nicht. Er hat mir Schuld gegeben, daß ich ihm untreu geworden, was doch — weiß Gott! nicht der Fall gewesen ist. Hätte er nur den Termin eingehalten. Du mußt dafür sorgen, daß er schleunigst von der Polizei ausgewiesen wird — das ist auch Deine einzige Rettung.“

Sie zitterte am ganzen Leibe. Waldemar hatte Mitleid mit ihr, streichelte ihre Hand und sagte: „Es wird sich ja vielleicht etwas derart zu Deiner Beruhigung thun lassen. Uebrigens fürchte ich ihn gar nicht. Das ist so die Großsprecherei von Leuten, die es selbst mit ihrer Pflicht leicht genommen haben und nun möglichst polternd den Stein auf Andere werfen. Er mag nur kommen, ich werde ihm reinen Wein einschenken. Inzwischen bist Du ja hier völlig in Sicherheit und kannst in Ruhe Deine weitere Entscheidung treffen.“

Er mochte doch wenig überzeugend gesprochen haben, oder seiner ganzen Haltung fehlte zu sehr der Character der entschlossenen Abwehr, der ihr selbst hätte Muth geben können. Jedenfalls verletzte sie etwas in der Art, wie er ihre Mittheilung aufnahm, als wäre die Sache ziemlich gleichgiltig, vielleicht nicht einmal ganz unerfreulich. Und an welche weiteren Entscheidungen konnte gedacht sein? und nun erinnerte sie sich wieder der Situation, in der sie kurz vorhin Waldemar und Martha getroffen. Sie forderte doch wohl eine Erklärung, auf die er sie aber vertröstet hatte. Warum das? Und nun zogen blitzschnell vor ihren wie träumenden Augen auch mancherlei andere Bilder vorüber, in denen immer Waldemar und

Martha die Figuren bildeten; es war als ob sie jetzt erst erkannte, was sie allabendlich am Sophatisch der Geheimräthin, am Clavier, an der Tafel, beim Willkomm und Abschied ohne Arg gesehen hatte. Nun waren die Beiden mit einander allein gewesen. Es mußte zu einer Aussprache gekommen sein. Ein zorniges Gefühl bemächtigte sich ihrer; Martha hatte ihr etwas genommen, das ihr gehörte.

Da Waldemar nun auch ihre Hand losgelassen hatte und halb abgekehrt neben ihr stand, als wären seine Gedanken anderswo, sagte sie mit schneidender Kälte: „Die Baronesse hat Kopfweh nnd wird auf ihrem Zimmer bleiben wollen. Da fehlt es Dir heut an Unterhaltung. Geh also lieber.“

„Ja —“ antwortete er zerstreut, „ich werde die Geheimräthin wirklich nicht erwarten können. Du hast Recht, es ist besser, daß ich gehe.“

Er küßte flüchtig ihre Stirn und Hand. „Adieu.“

Sie erwiederte seinen Gruß nicht. Als sich die Thür hinter ihm schloß, brach sie in ein schluchzendes Weinen aus. „Warum hat er mir's nicht glauben wollen?! Und Jost — Jost.“

VIII.

Die Uhr vom nächsten Thurm schlug erst acht, als Waldemar auf die Straße hinaustrat. Er fürchtete sich vor dem langen Abend in seiner Studirstube bei einer Schreibbeschäftigung mit Büchern, die ihn von seinen finstern Gedanken nicht würden abziehen können, und gerade sich grübelnd in sie zu versenken, war ihm Bedürfniß. So mied er die lebhaften und hellen Verkehrsstraßen, um auf Umwegen das Thor und den Park zu erreichen.

Hier waren nur einige Hauptwege erleuchtet, die zu äußeren Stadttheilen oder Vergnügungsorten führten. Auch hier nur zeigten sich betretene Pfade im Schnee. Von Zeit zu Zeit fuhr ein Wagen vorüber, begegneten ihm Menschen. Er wollte ganz allein sein und bog links ab in eine Allee, deren kahles Geäste sich nur undeutlich gegen den grauen Himmel abzeichnete. Er mußte an den Ulmengang hinter seinem väterlichen Hause denken, der jetzt auch tief verschneit lag, an das Fenster im Anbau, zu dem er so oft sehnsüchtig aus-

geschaut hatte, als grünes Laub an allen Zweigen im warmen Windhauch zitterte und das Sonnenlicht über das Moos der alten Stämme hinspielte und auf den Kieseln blitzte. Hinter diesem Fenster hatte er Lina zuerst gesehen. Seine erregte Phantasie malte ihm das reizende Bild gefällig aus. Aber es kam und schwand, wie die leuchtende Erscheinung aus einer laterna magica. Und dann wurde es vor seinen Augen um so dunkler.

Er mußte mit den Füßen bald förmlich durch den hohen Schnee schaufeln; der Schweiß rann ihm von der Stirn, obgleich ein eisiger Zugwind ihm entgegenstrich. Doch setzte er seinen Weg mit solcher Eile fort, als gelte es, zu bestimmter Zeit ein Ziel zu erreichen. Er meinte zu einem Abschluß kommen zu müssen. Was war seine Pflicht — was war sein Recht? Hätte er Lina ebenso verloren, wenn Martha ihn nicht aus ihrem Bannkreise gezogen hätte? War Martha, so hoch sie dachte, ihm erreichbar, wenn er sein Wort brach? Und war es nicht jetzt doppelt seine Pflicht, daran festzuhalten, da Jost zurückgekehrt war und sie zum Weibe genommen hätte, wenn sie nicht seine Braut geworden wäre? Er konnte sich mit seinem Gewissen nicht einigen. Bald bäumte sich das Gefühl dagegen auf, daß solche Ketten unzerreiß-

bar sein sollten, bald wurden die rebellischen Gedanken mit Peitschenhieben zurückgetrieben. Endlich mußte er doch, körperlich ganz erschöpft und in traurigster Gemüthsverfassung, an den Rückweg denken.

In der Stadt nahm er einen Wagen. Zu Hause angelangt, erfuhr er von seinem Diener, daß schon zweimal ein unbekannter Mann nach ihm gefragt habe. Seinen Namen hätte er nicht nennen wollen, übrigens sich sehr ungeberdig betragen, einen Knotenstock geschwungen und unverständliche Drohungen ausgestoßen. Er wisse, daß ein Mädchen hier sei und von ihm versteckt gehalten werde. Die saubere Wirthschaft solle aber aufgelöst werden. Der Versicherung, daß ein weibliches Wesen im Hause überhaupt nicht anzutreffen sei, hätte er keinen Glauben schenken wollen.

Waldemar hatte eine schlechte Nacht und fühlte sich am Morgen krank. Bis gegen Mittag hin blieb er zu Bett, dann stand er doch auf, da sich seine Unruhe nur mehrte. Er hatte eben den Schlafrock übergeworfen, als wieder der Mann gemeldet wurde. Er benähme sich aber jetzt ganz bescheiden. Waldemar befahl ihn einzulassen. Für alle Fälle öffnete er ein Fach seines Schreibtisches, in welchem der Revolver lag, den er auf Reisen bei sich zu tragen pflegte und der stets geladen war.

Es trat ein breitschulteriger, mittelgroßer Mann in guten Kleidern ein, den Hut nebst den beiden Handschuhen in der linken Hand haltend. Den Stock, wenn er ihn mitgebracht haben sollte, mußte er draußen bei den Ueberschuhen haben stehen lassen. Er trug den Kopf etwas gebückt. Das nicht unschöne Gesicht, trotz des Winters stark gebräunt, zeigte den Ausdruck nicht gewöhnlicher Willenskraft; auch fehlte nicht ein Zug von Gutmüthigkeit oder Treuherzigkeit in den Augen, die jetzt eher verlegen, als feindlich unter den buschigen Brauen hervorlugten. Seine ganze Haltung war nicht derart, als könnte ein Angriff zu befürchten sein; auch schien er sich nur wenige Schritte von der Thür fortwagen zu wollen.

„Sie sind der Herr Baron von Friesel?“ fragte er unfreundlich, aber nicht barsch.

„Der bin ich,“ antwortete Waldemar. „Und Sie wahrscheinlich der Tischler Jost Blankenstein, von dessen Rückkehr aus Brasilien ich schon gehört habe.“

„So ist's,“ bestätigte der Mann, mit der Handfläche unter seinem braunen Vollbart hinstreichend, „so ist's. Obgleich die Tischlerei . . . nun, hm, sie hat mich nicht in die Höhe gebracht, aber ich will sie deshalb nicht verleugnen. Es ist wahr, daß ich von Hause aus Tischler bin und auch drüben als Tischler

angefangen habe, wenn schon mit schlechtem Erfolg — und es ist auch noch nicht gesagt, daß ich hier nicht das Handwerk wieder aufnehme — mit großen Mitteln natürlich —" er steckte die Hand in die Tasche mit einer sehr bezeichnenden, schüttelnden Bewegung — „das ist heut die Hauptsache. Mangelt auch bei mir nicht daran."

„Es freut mich zu hören," sagte der Baron, „daß Sie etwas vor sich gebracht haben. Das gelingt auch jenseits des Meeres nur den sehr tüchtigen Leuten — wollen Sie sich nicht setzen?"

Er schob ihm einen Sessel zu und ließ sich selbst in seinen Lehnstuhl am Schreibtisch nieder, so daß er im Nothfall nur seitwärts in's Fach nach seiner Waffe zu greifen hatte: er traute dem Frieden noch nicht recht, trotz dieser ganz gemüthlichen Präliminarien.

Blankenstein näherte sich langsam ein paar Schritte. „Ich kann mich auch setzen, Herr Baron," sagte er, „es genirt mich nicht." Sein Blick fiel in das Fach auf den Revolver. Er verzog den Mund zu einem Lächeln, das Waldemar für spöttisch hielt. „Sie sind vorsichtig, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht übel nehmen. Sie vermutheten sich nichts Gutes von mir, und wahrhaftig! wenn ich Sie gestern getroffen hätte . . ." er öffnete und schloß mehrmals die Hand,

die er über das Knie hängen ließ, als ob er darin einen Gegenstand an der richtigen Stelle fassen wollte — „ich war nicht ganz bei meinen gesunden Sinnen, wie Sie sich wohl denken können. Wenn einem so etwas passirt —! nicht blos deshalb, weil ich mit langer Nase abziehen sollte — was doch schon ärgerlich genug war — aber daß der Herr Baron sich mit so einem Mädchen im Ernst versprochen hätte und verheiraten wollte — das konnte doch nur eine Faxe sein, die man mir vormachte. Nicht wahr? Man lebt doch in dieser Welt."

„Und jetzt wissen Sie's besser?"

„Ja, Herr Baron, ich muß wohl daran glauben, so schwer es mir wird. Ich bin nämlich heut schon bei der Frau Geheimräthin Mauer gewesen, einer sehr achtbaren Dame, wie man mir gesagt hat. Und da ist mir's durchaus bestätigt worden. Lina ist in ihrem Hause, wie Frau Freitag behauptete, und nicht einmal im Dienst, sondern als ein rechtes Pflegekind. Es ist auch mit der Verlobung richtig, und die Hochzeit will ihr die alte Gnädige selbst ausrichten. Wenn man sie sprechen hört, kann man gar nicht länger zweifeln, daß Alles in allen Ehren zugegangen ist und zugehen soll. Und dagegen kann ich ja eigentlich gar nichts sagen, außer daß es sehr traurig für mich ist. Denn zu

spät bin ich gekommen, das ist wahr, und ein Baron bin ich nicht, und wenn ich auch die Taschen voll Gold —"

„Warum sind Sie denn zu spät gekommen," fiel Waldemar ein, „da Sie doch offenbar die ehrliche Absicht gehabt haben zurückzukehren und Ihr Wort zu halten."

„Ja, wie es denn so geht," sagte Blankenstein, die Finger ausschnippend. „Wie heißt's in dem alten Liede? Je mehr er hat, je mehr er will, nie schweigen seine Wünsche still. Ich war schon zur Abfahrt gerüstet, hatte sogar ein Billet für's Schiff gekauft — da bietet sich mir ganz unversehens, man kann fast sagen auf der Schiffsleiter, ein Geschäft, wie es noch nie dagewesen ist. Ein alter Bekannter bot es mir an, den ich einmal vor ein paar Jahren, aus der Verlegenheit gerettet hatte, als ihm das Messer schon an der Kehle saß. Seinetwegen hatt' ich damals wieder von Anfang beginnen müssen nnd war lange nicht zu Kräften gekommen. Nun wollt' er sich revanchiren. Es handelte sich um eine Ladung Hölzer, die vom Käufer am Fluß im Stich gelassen war und nun für ein geringes flott gemacht werden konnte. Das gelang. In drei Monaten hatt' ich mein Vermögen mehr als verdoppelt. Aber freilich der Termin . . ."

Er senkte den Kopf noch tiefer auf die Brust und rieb in Verlegenheit mit der Hand sein Knie.

„Aber Sie hätten doch schreiben können,“ bemerkte der Baron.

„Ja, schreiben — freilich, schreiben hätt' ich können,“ entgegnete Blankenstein, „und wenn ich geahnt hätte, daß es so dringend wäre . . . wie konnt' ich das ahnen? Auf Lina war ja doch Verlaß. Natürlich wenn ein Baron kommt, der noch dazu ein reicher Mann ist und sie heiraten will . . . Das war nicht in Rechnung zu stellen. Man denkt so von einem Tage zum andern: du wirst schreiben, und thut's doch nicht. Wenn man seit Jahren nicht geschrieben hat, warum soll's nun noch in den letzten Wochen geschehn?“

„Aber warum haben Sie Lina seit Jahren ohne Nachricht gelassen?“

Blankenstein kraute seinen Bart. „Ja, sehen Sie, Herr Baron — unser einem geht's mit dem Schreiben nicht so flink von der Hand. Es ist die schwerste Arbeit, und die verschiebt man gern, wenn man doch schon schwer genug zu arbeiten hat. Und das war es nicht allein. Aber ich hatte mich mehrmals schon darüber erbost, daß so ein Brief, wenn er endlich mühsam fertig gebracht war, monatelang unterwegs

sein müsse, bis er hier ankam. Und wenn ich mir dachte, daß er so ungefähr angekommen sein könnte, hatte sich inzwischen schon alles wieder bei mir total geändert. Meldete ich, daß ich irgendwie einen Schritt vorwärts gekommen wäre, so war ich jetzt zwei zurückgegangen, hatte alles verloren oder lag am Fieber krank. Und so auch umgekehrt. Langte dann wieder nach geraumer Zeit ein Brief von Lina an, so paßte das alles nicht mehr, wovon sie schrieb, und ich meinte, es sei doch recht Papier und Tinte verschwendet, hier und dort — einer konnte längst todt und begraben sein, und der andere bekäme zu lesen, daß er sich so oder so verlustiert hat. Da hab' ich denn gedacht: Treu bleibt sie Dir ja doch, und wenn sie Dich erst wieder hat, wird sie Dir's nicht groß nachtragen. Uebrigens war dafür gesorgt, daß ihr bei meinem Todesfall alle meine Sachen, so viel oder wenig ich dann etwa besaß, zugeschickt werden sollten. Das wär' auch gescheh'n."

Waldemar erschien diese Lebensphilosophie freilich recht sonderbar, aber er meinte doch: Lina wird sie wahrscheinlich ganz begreiflich finden. Er sprach jedoch nichts davon aus, sondern sagte nach einer Weile, da Blankenstein die Fortsetzung des Gesprächs von seiner Seite zu erwarten schien: „Es ist nun einmal, wie es

ist — mit oder ohne Ihre Schuld — und Sie werden sich in die Umstände fügen müssen."

Der Tischler seufzte aus tiefster Brust. „Das thät' ich sehr ungern. Denn sehen Sie, Herr Baron, eine so hübsche und verständige und wirthschaftliche und kluge und gute Frau finde ich nicht mehr, in Amerika schon gar nicht, aber hier auch nicht. In den fünf Jahren ist es mir manchmal recht schlecht ergangen, aber ihretwegen hab' ich mich immer wieder aufgerappelt. Und wenn ich mit Müh' und Noth etwas vor mich gebracht hatte, daß ich ein Stück Geld beiseit' legen konnte, so dacht' ich immer: sie wird sich darüber freuen, und war dann selbst froh. Ich weiß auch, daß sie mein Erworbenes gut zusammenhalten würde, damit wir unsere Kinder etwas mehr lernen lassen könnten, als wir gelernt haben. Das soll nun alles eitel Wind sein."

„Aber was kann ich für Sie thun? Lina ist nun einmal meine Braut."

„Ja, das ist sie — Gott sei's geklagt. Und wie das recht hat zugehn können, begreif' ich noch immer nicht. Denn ein hübsches und nettes Mädchen gefällt wohl diesem und jenem, den es nichts angeht; aber daß er's gleich heiraten muß . . . Eine Frau für Sie, Herr Baron, ist Lina doch nicht, oder ich müßt'

sie gar nicht kennen. Wenn ich mich hier umsehe, Herr Baron, steht da Buch an Buch, und man hat mir auch gesagt, daß Sie ein Doktor sind und ein Professor werden wollen. Und dazu das Mädchen . . ." er wiegte den Kopf, „ich verstehe nicht, wie Lina die Courage hat haben können. Sie müssen ihr arg zugesetzt haben."

Waldemar konnte sich ein Lächeln nicht verbeißen, so jämmerlich ihm zu Muth war. „Wenn das alles so seine Richtigkeit hätte," sagte er, „— meine Braut könnte ich Ihnen doch nicht abtreten."

Blankenstein hob ein paarmal den Kopf so hoch, daß er von unten her sein Gegenüber ansehn konnte, und senkte ihn wieder eben so oft. „Könnten Sie nicht?" fragte er dreist und schüchtern zugleich. „Dem Herrn Baron ist's ja doch ein leichtes, sich eine andere Braut zu holen, die auch besser zum Herrn Baron paßt."

„Sie vergessen, daß Lina dabei doch ein Wort mitzureden hätte."

„Lina — freilich! Die hätte ein Wort mitzureden. Und es ist ja wohl möglich, daß ihr schon die künftige Frau Baronin in den Kopf gestiegen ist. Obgleich — wie ich sie von früher her kannte . . . aber sie ist mir doch einmal sehr gut gewesen — sehr gut — und daß davon gar nichts zurückgeblieben sein sollte . . ."

Er schüttelte den Kopf und wischte sich mit dem Rücken der Hand über die Augen.

„Haben Sie Lina schon gesehen und gesprochen?" fragte Waldemar nach einer Weile.

„Nein. Sie hat mir durch die Geheimräthin sagen lassen, das sei ganz unnütz, und sie könnt's auch nicht thun ohne Ihre Erlaubniß, Herr Baron."

„Da haben Sie also Ihren Bescheid."

„Hm — wenn Sie die Erlaubniß geben wollten, Herr Baron —"

Waldemar überlegte. „Da werde ich mich doch erst bei Lina erkundigen müssen, ob ich das darf."

Blankenstein stand auf. „So schiebt's immer einer auf den andern. Aber was kann ich thun? Mit Gewalt ist da nichts auszurichten, wie ich wohl einsehe. Ich muß es Ihnen überlassen. Adieu, Herr Baron. Und nicht wahr, wenn Sie können —?"

„Ich weiß jetzt Ihre Meinung, begnügen Sie sich damit."

„Jawohl." Er ging bis zur Thür. „Darf ich wiederkommen, Herr Baron?"

„Das kann ich nicht hindern."

„Gut, Herr Baron. Und das wollte ich nur noch sagen: wenn ich das Mädchen an Ihrem Arm sehe, so geschieht ein Unglück." Er zog einen Revolver aus

der Tasche und steckte ihn gleich wieder ein. „Ich habe auch so ein Ding bei mir. Aber ich weiß noch nicht, wem es zugedacht ist.“

Mit diesen eher traurig als herausfordernd gesprochenen Worten entfernte er sich, ohne eine weitere Aeußerung des Barons abzuwarten.

Waldemars Zustand war durch diese Unterhandlung nicht gebessert. Es hämmerte ihm im Kopf. Frost und Hitze wechselten jäh. Er mußte sich wieder zu Bett legen. Gegen Abend schickte er den Diener zur Geheimräthin und ließ sein Ausbleiben durch Unwohlsein entschuldigen.

Auch den ganzen folgenden Tag mußte er das Bett hüten. Am dritten raffte er sich doch auf. Von Lina war keine Anfrage nach seinem Befinden gekommen; noch weniger hatte sie sich selbst blicken lassen. Das beunruhigte ihn um so mehr, als er jetzt mit sich ganz einig war, daß ihr Recht nicht gekränkt werden sollte, müßte es auch sein Verderben sein.

Er fuhr gegen Mittag zur Geheimräthin und traf sie zu Hause. Sie kam ihm in sichtlicher Niedergeschlagenheit entgegen. „Sie finden mich allein, Herr Baron,“ sagte sie, etwas reservirt.

„Die jungen Damen sind ausgegangen?“ erkundigte er sich.

„Sie sind von mir fortgegangen,“ antwortete sie. „Gestern schon.“

„Fortgegangen? Lina —?“

„Und Martha. Alle beide. Martha zuerst. Sie fuhr eiligst nach Hause.“

„Weshalb aber?“

„Das wissen Sie vielleicht besser, als ich, Herr Baron. Die Gründe, die ich zu hören bekommen habe, interessiren wohl nicht.“

Waldemar war kreideweiß geworden. „Und Lina?“

„Sie hat die Kleider angezogen, mit denen sie hierher gekommen war, und sich zu ihrer Mutter zurückbegeben. Alle ihre sonstigen Sachen hat sie zurückgelassen. Auch ein kleines Kästchen, in dem sich ein paar Brillantohrringe befinden. Sie hat mich noch ganz besonders darauf aufmerksam gemacht.“

„Aber es muß doch etwas geschehen sein . . .“

„Die beiden Mädchen scheinen es mit einander ausgemacht zu haben. Sie hatten sich vorgestern in ihr Zimmer eingeschlossen und blieben da viele Stunden miteinander allein. Zu einem befriedigenden Resultat sind sie gleichwohl schwerlich gekommen. Als Martha abreiste, glaubte sie, daß Lina mich nun nicht verlassen werde. Aber Lina traf dann doch sogleich ihre Vorbereitungen. Martha hätte sich in ihren

Musikstudien nicht stören lassen dürfen, sagte sie; ich habe ihr's nicht vorenthalten, daß mein Entschluß unabänderlich wäre, was sie auch thäte. Sie dankte mir sehr herzlich für alles Gute, das ich ihr hätte erweisen wollen, und bat mich, ich möchte sie nicht weiter befragen; es ließe sich doch nicht alles klar legen. Sie hat mir einen Brief für Sie zurückgelassen."

„Einen Brief —? Lina — einen Brief?"

„Ich sollte ihn selbst in Ihre Hände legen, Herr Baron; deßhalb wartete ich auf Ihren Besuch."

Sie ging an ihren Schreibtisch und überreichte ihm darauf ein geschlossenes Couvert. Es war ein schwerer Gegenstand darin, offenbar durch Umwickelung mit Papier für das Gefühl der tastenden Finger unerkennbar gemacht.

Waldemar hielt den Brief eine Weile unschlüssig in der Hand. „Sie werden ihn lesen wollen," sagte die Geheimräthin. „Thun Sie das, ich ziehe mich zurück." Sie setzte sich an den Schreibtisch, ihm den Rücken zukehrend, und vertiefte sich in ein Rechnungsbuch. Das Zittern seiner Kniee wurde so stark, daß er sich auf einen Sessel niederlassen mußte. Dann riß er das Couvert auf und ließ die Einlage auf den Tisch fallen. Aus dem Papier wickelte er den Verlobungsring.

Lina schrieb mit ihrer ungeübten Hand vielfach unorthographisch:

„Lieber Herr Baron,

es ist das erste Mal, daß ich Ihnen schreibe, und es wird das letzte Mal sein. Daraus erkennen Sie schon, wie es steht, und auch, weil ich Sie wieder wie früher Sie nenne. Und meinen Ring lege ich auch dazu, damit gar kein Zweifel ist. Lieber Herr Baron, was ich hier thue, das thue ich nicht in Verdruß und Aerger, sondern nach guter Ueberlegung mit aller Ruhe. Denn zuerst, als ich dahinter kam, hat es wohl in mir gekocht, daß ich mich trotzig widersetzte und vom Nachgeben meinerseits nichts wissen wollte. Weil Sie mir doch das Wort gegeben hatten und dabei in alle Ewigkeit bleiben wollten und unsere Verlobung in den öffentlichen Blättern gestanden hatte und kein Mensch verstehen konnte, warum es dann nicht zur Hochzeit kam. Das hab' ich auch der Baroneß Martha gesagt und ihr vorgeworfen, daß sie falsch gegen mich gewesen sei, sonst hätt' es soweit nicht kommen können. Aber das hat nicht lange vorgehalten. Wie sie zu mir gesprochen hat, hab' ich einsehen müssen, daß sie ganz außer Schuld ist, und es hat alles so kommen müssen, weil doch kein Mensch anders sein kann, als

er ist, und zwei, die doch eins sein wollen nicht miteinander vorlieb nehmen können, wie sie sind, sondern es zwingt sie daß sie in immer bedenken, was dem andern fehlt, und nicht darüber hin können, und sie biegen solange, was doch nicht mehr biegsam ist, bis es zerbricht. Das hab' ich aber alles schon früher gewußt und mir tausend Mal im Stillen vorgesagt, daß ich nicht zu Ihnen könnte, wie ich wohl müßte, und daß Sie nicht zu mir könnten, wie Sie gern wollten. Ich hab's aber für mich behalten, weil es uns doch einmal so bestimmt war, und Sie hätten auch nicht über mich zu klagen gehabt, außer daß ich nicht anders hätte sein können, als ich bin. Lieber Herr Baron, und ich weiß auch, daß Sie ein ehrlicher Mann sind und es mit mir ganz ehrlich gemeint haben, und daß Sie nichts Unrechtes im Sinn hatten und sehr unglücklich sind, weil ich Ihnen nun doch nicht so gefalle, wie Sie's geglaubt haben, daß es immer sein würde. Und ich weiß auch, daß Sie dann festgeblieben wären und mir Wort gehalten hätten, wie Sie's versprochen haben. Darum gebe ich Ihnen den Ring zurück, weil ich's nicht auf mich nehmen will, daß Sie in's Unglück gehen, da Sie doch gerade gehofft hatten, recht glücklich zu werden. Und das verdienen Sie auch. Seit ich die Baroneß

Martha kenne, weiß ich, wie Diejenige beschaffen sein muß, die Ihre Frau werden soll, und das sage ich ohne Neid und Mißgunst, weil ich sie recht von Herzen lieb habe und Ihnen alles Gutes gönne. Lieber Herr Baron, Sie werden sagen, das hat nun alles so ein anderes Gesicht, weil der Jost Blankenstein wider Erwarten doch zurückgekommen ist. Ich wills Ihnen auch gar nicht verargen, daß Sie so denken, uud es kann wohl sein, daß ich mich sonst nicht so rasch gefügt hätte, Ihnen abzusagen. Ich möchte sogar wünschen, daß Sie so denken, weil es Sie sehr erleichtern wird. Ich will's Ihnen auch nicht verschweigen, lieber Herr Baron, daß es einmal zwischen mir und dem Jost doch ganz anders gewesen ist, als zwischen uns beiden. Ich kann das aber nicht beschreiben, und ist auch schon so lange her. Nur daß ich sehr glücklich gewesen bin, und die ganze Nacht nicht geschlafen habe, als er mir gesagt hat, daß er mir gut wäre und mich zur Frau haben wollte, indessen ich nun in großer Angst war, es möchte nichts Gutes dabei herauskommen; wie sich denn auch gezeigt hat. Aber glauben Sie deshalb nicht, daß der Jost sich nur so zu melden braucht und Alles ist wieder in der alten Ordnung. Sondern ich werde ihn mir darauf an=

sehen, ob er ein tüchtiger Mensch geblieben ist, und gutes Vertrauen zu mir hat, obgleich ich Ihre Braut gewesen bin, und dann wär's wohl möglich, daß ich ihm seine Versäumniß nicht anrechne. Nun möcht ich Sie (Dich war ausgestrichen) noch um etwas recht sehr bitten, lieber Herr Baron. Kommen Sie doch gar nicht mehr zu mir oder zu meiner Mutter. Das ist für uns beide das Beste, und auch für den Jost. Denn gesagt ist nun alles und geändert wird daran nichts. So wünsche ich Ihnen denn das beste Wohlergehn, wie Sie's gewiß auch wünschen Ihrer früheren Lina."

Es verging gewiß eine halbe Stunde, bis die Geheimräthin nach ihrem Gast umschaute. Er saß in den Stuhl zurückgelehnt, hatte den Arm über den Tisch gestreckt und die Hand auf den Brief gelegt. Sein Auge blickte darüber hin in's Weite. „Lesen Sie," sagte er, als er sich beobachtet sah. „Dieser Brief erklärt viel — daß ich ein Thor war und doch nicht bereuen darf, ein Thor gewesen zu sein."

Waldemar verließ eine Woche lang nicht seine Wohnung. Inzwischen kam seine Mutter. Sie versicherte ihm, daß sie zur Aussöhnung entschlossen gewesen zu sei, aber sie hatte bereits von der Geheimräthin erfahren, was geschehen war. Ihre Freude

darüber verbarg sich nicht. Professor Butze fand sie in so guter Stimmung, daß ein letzter Angriff auf die Burg ihrer Vorurtheile nicht gewagt schien. Waldemar secundirte mit freundschaftlichem Eifer. So konnte dann eine telegraphische Depesche an Bettina abgehen, die ihrer Herzensunruhe ein Ende machte. Die Baronin, da sie ihren Sohn „der Familie gerettet" wußte, hoffte vor Olga den bürgerlichen Schwiegersohn verantworten zu können, mit dem sich übrigens Graf Hoyer auf der Jagd bereits in ein sehr freundliches Verhältniß gesetzt hatte.

Einen Monat später etwa besuchte Jost Blankenstein eines Tages den Baron. Er trug den Kopf hoch und präsentirte sich als ein recht stattlicher Mann. Er erzählte sehr vergnügt, daß er ein passendes Grundstück zu einer großen Bautischlerei erworben und Bernhard Freitag als kaufmännischen Socius in's Geschäft aufgenommen habe. Die Firma „Blankenstein und Freitag" sei schon angemeldet.

„Und Lina —?"

Jost zwinkerte listig mit den Augen. „Jetzt wird sie sich doch wohl ergeben. Ich denke, sie thut's auch recht gern."

Und wieder nach einiger Zeit zeigten der Fabrikbesitzer Jost Blankenstein und Lina Freitag ihre eheliche Verbindung an.

Waldemar randete die Stelle mit Rothstift ein und schickte das Blatt Martha unter Kreuzband zu.

Es war wieder Sommer geworden. Der junge Doktor wartete die Universitätsferien nicht ab, sondern siedelte schon einige Wochen vor Schluß des Semesters nach Schloß Bornholm über, diesmal nicht in der Absicht, dort gelehrten Studien obzuliegen.

Die Schwestern behielten natürlich Recht: Martha war die richtige Frau für ihn.

Professor Butze gratulirte zur Verlobung mit einem lakonischen:

„Suam cuique."

Bettina wollte wissen, was das heiße.

Waldemar sah mit listig blinzelnden Augen Martha an und sagte: „frage nur bei ihr an; sie wird Dir's deuten können."

Martha aber schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich werde mich hüten, Latein zu verstehen."

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

Von **Ernst Wichert** sind früher erschienen:

Der große Kurfürst in Preußen.

Erste Abtheilung: **Konrad Born.**

Geh. M. 6,—. Eleg. geb. M. 7,—.

Zweite Abtheilung: **Der Schöppenmeister.**

2 Bände. Geh. M. 7,—. Eleg. geb. M. 8,—.

Dritte Abtheilung: **Chr. Ludwig von Kalckstein.**

2 Bände. Geh. M. 7,—. Eleg. geb. M. 8,—.

So zeigt sich diese Erzählung nach jeder Richtung hin als eine meisterliche Schöpfung in diesem Genre und erfüllt alle Ansprüche, die man an ein kulturhistorisches Werk stellen kann.

Rigasche Zeitung.

Wichert hat in diesem neuen Werke einen kulturhistorischen Roman geschaffen, der zum Vergleich mit der Gegenwart mächtig anregt, und welcher reich ist an gemüthvollen Zügen und poetischen Schilderungen. Die letzteren fügen dem düsteren Zeitbilde helle Farben bei und verleihen demselben viel heiteren Glanz.

Volks-Zeitung.

Jeder, der sich für die Geschichte unseres Vaterlandes interessirt und den Zuständen, Geschicken und Menschen Ostpreußens Sympathie entgegenbringt, wird den Wichert'schen Roman als eine Leistung von bleibendem Werth anerkennen müssen, durch welche der Dichter den Besten seiner Zeit genug gethan hat.

Eugen Zabel
in der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“.

Hohe Gönner. Roman. Geh. M. 3,—. Eleg. geb. M. 4,—.

. . . Diese „hohen Gönner“ sind als ein eigenartiges, geistvolles und unterhaltendes Buch der Aufmerksamkeit unserer Leser zu empfehlen. **Ueber Land und Meer.**

Ein merkwürdiges, ungemein spannendes Buch . . . Mit „hohe Gönner“ ist dem Verfasser ein neuer bedeutender Wurf gelungen, und wir sind überzeugt, daß das Buch in der deutschen Lesewelt große Erorberungen machen wird.

Neue Illustrirte Zeitung.

Suam cuique

Bd.: 2

(1888)